

Die Glücklichen standen ganz stumm vor Verwunderung

Regensburg, Verlag von G. J. Manz.



Maria und Makart fingen sie in ihren Armen auf.

Die Spinnerinnen.

Erzählung
für Volk und Jugend.

Von
Wilhelm Herchenbach.

n. f. 10

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1878.

Nachdruck verboten.

Das Uebersetzungsrecht behält sich der Verfasser vor.

I.

„Sechs, sieben, acht!“ zählte die alte Gudula, indem sie ihr Spinnrädchen inne hielt und nach der Schwarzwälder Uhr hinaufschaute. „Die Zeit vergeht im Fluge; kaum hat man sich umgesehen, so ist eine Stunde dahin.“

Sie erhob sich, setzte die Wasserkessel auf den Ofen und legte neue Kohlen hinein; dabei maß sie den kleinen Vorrath im Becken betrübt mit den Augen, denn er mußte auch morgen noch halten, und es war bitter kalt.

Als sie wieder an dem Spinnrade saß und den Faden durch die Finger gleiten ließ, gerieth sie in's Nachdenken über vergangene und bessere Zeiten; zuweilen entstieg ein schwerer Seufzer ihrer Brust und sie stellte Vergleiche an, wie gut es doch der und der habe und sich wegen des täglichen Brodes keine Sorgen zu machen brauche; aber da fiel ihr ihre Nachbarin Martina ein, die noch ärmer war. Gewiß saß sie jetzt ohne Feuer in der kalten Kammer, und wahrscheinlich hatte sie noch kein Abendbrod.

„Sie klagt niemals,“ sprach Gudula zu sich selber, „und doch weiß ich, daß sie manchmal vor Hunger und Kälte sich nicht zu lassen weiß.“

Ohne sich lange zu besinnen, nahm sie das kleine Lämpchen vom Sims, verließ das Stübchen und ging über den Hausflur zur gegenüberliegenden Thüre, wo sie leise

anklopfte. Eine Stimme rief in mißmuthigem Tone: „Herein!"

Gudula öffnete die Thüre und trat in das kleine Gemach. Es war dunkel in demselben und der kleine Ofen war ohne Feuer; das einzige Fenster fingerdick mit Eisblumen überdeckt. Martina saß neben dem Bette und ihr Gesicht hatte einen finstern Ausdruck. Ehe Gudula eintrat, hatte sie sich in die Decken ihres Bettes eingewickelt gehabt, dieselben aber schnell fortgeschleudert, denn ihr Stolz litt es nicht, arm, kalt und hungrig zu erscheinen.

„Nachbarin," sprach Gudula, „wollen Sie nicht ein Stündchen zu mir herüberkommen? Ich fühle mich so einsam und bei den starken Windstößen graut mir ein wenig." Sie wußte, daß sie es so einkleiden mußte, um ihre Wohlthat anzubringen.

Martina gab sich Mühe, das Schnattern mit den Zähnen und das Zittern ihres Körpers zu verhindern. Langsam erhob sie sich, nahm ihr Spinnrad aus der Ecke und folgte der Nachbarin in das angenehme erwärmte Stübchen, wo sie die erstarrten Hände so lange gegen den Ofen hielt, bis sie wieder zu spinnen im Stande war.

Der Wind hatte sich noch stärker erhoben und pfiff gegen das Fenster, daß man befürchten mußte, es werde in die Stube stürzen.

„Gott sei den armen Menschen gnädig, die in dem furchtbaren Wetter draußen sein müssen," sagte Gudula. Martina gab keine Antwort; sie war mit trüben Gedanken beschäftigt und auf ihrer Stirne lagen dunkle Wolken. Bei ihrem Schweigen wurde dem alten Mütterchen fast unheimlich und sie dachte: „Was mag sie so schweigsam und mißmuthig machen? Gewiß drücken sie schwere Leiden.

Wenn ich nur etwas thun könnte, um dieselben zu lindern."

Unterdessen fing das Wasser im Kessel zu singen an und aus dem engen Halse strömte der Dampf. Da stellte Gudula das Spinnrad bei Seite, holte die kleine Kaffeemühle vom Sims herab, schüttete die doppelte Portion gebranntes Korn hinein und begann zu mahlen. Ein aufmerksames Ohr hätte das gebrannte Korn gar nicht zu sehen brauchen, um es zu erkennen, denn das Geräusch des Mahlens war so zahm und leise, daß dabei der Gedanke an Kaffeebohnen gar nicht aufkommen konnte. Martina aber hörte überhaupt nichts, denn ihre Seele weilte in der Vergangenheit.

Gudula schüttete das Kornmehl in das schwarzbraune bunzlauer Kaffeetöpfchen, goß dasselbe bis an den Rand voll Wasser aus dem dampfenden Kessel und holte aus dem Schränkchen ein schwarzes Brod, von dem sie dicke Schnitten abschnitt. Leider hatte sie weder Butter noch Milch. Sonst war das eine selbstverständliche Sache, die sie nicht weiter anfocht, aber heute, wo sie einen Gast bei sich hatte, war es ihr nicht ganz recht. „Trinken wir ein Schälchen Kaffee," sagte sie zu Martina; „bei solchem Wetter schmeckt es doppelt gut, aber Sie müssen vorlieb nehmen, denn Butter und Milch kommen selten in meine Stube."

Martina warf einen Blick auf den Tisch und ihre Augen verriethen deutlich genug, daß ihr die Einladung angenehm war, aber ihr Stolz ließ es nicht zu, die Wohlthat sogleich anzunehmen; Gudula mußte sie förmlich nöthigen, an ihrem einfachen Abendbrode theilzunehmen. Als aber die warme braune Fluth durch ihren Körper ging, wurde sie angenehmer gestimmt und sie

reichte der Nachbarin mit einer Thräne im Auge die Hand. „Meine liebe Nachbarin," sprach sie, „ich erscheine manchmal rauh und hochmüthig, aber es ist doch nur Schein. Leider kann ich die alten Erinnerungen nicht so leicht abstreifen, und wenn ich sehe, wie andere Leute im Ueberflusse leben und ich selbst darben muß, dann kommt es oft mit einer wilden Heftigkeit über mich und in meinem Herzen regt sich der Neid."

„Das ist nicht gut, liebe Nachbarin," antwortete Gudula, „man schädigt sich selbst dadurch am meisten, weil man das Wenige, was man zu genießen hat, nicht mit Zufriedenheit genießt; auch ist der Neid an und für sich eine Sünde."

„Sie haben Recht, Frau Nachbarin, aber wenn Sie wüßten, wie schlimm es mir in der Welt ergangen ist, so würden Sie es erklärlich finden."

„Das Alleinsein taugt nichts," entgegnete Gudula; „die Einsamkeit ist stets geschäftig, uns diejenigen Bilder vorzumalen, die wir am liebsten nicht sehen möchten. Ich kenne das; auch mir fehlt es nicht an solchen Stunden!"

Auf Martina's Stirne zeigten sich wieder die dunkeln Wolken, mit denen sie in das Zimmer getreten war und Gudula hatte Mühe, sie wieder freundlich zu stimmen. Als dieses geschehen war, rückte sie mit einem Vorschlage heraus, den sie nicht ihretwegen, sondern nur wegen der Nachbarin machte: „Wir sind Beide nicht mehr jung, sondern in dem Alter angekommen, wo man häufig einer Stütze bedarf. Wie wäre es, wenn wir gemeinsame Haushaltung machten? Wir würden einen Ofen und eine Lampe sparen und außerdem noch aneinander Gesellschaft haben."

Martina hob überrascht den Kopf in die Höhe;

denselben Vorschlag hatte sie schon oft auf der Zunge, aber nicht den Muth gehabt, ihn auszusprechen.

„Sie würden nur Last von mir haben, denn ich bin noch ärmer, als Sie, und oft böser Laune.“

„Die Armuth trägt sich leichter, wenn zwei zusammen daran heben, und die üble Laune getraut sich nicht so leicht in der Gesellschaft aufzutreten, als in der Einsamkeit.“

Martina reichte der Nachbarin die Hand und sprach: „Wenn Sie zuweilen ein wenig Geduld mit mir haben wollten, dann könnte ich in Ihrer Gesellschaft vielleicht wieder aufleben, denn ich will Ihnen nur bekennen, daß mein Gemüth immer verbitterter wird, je länger ich in der Einsamkeit meiner kalten Stube dahindämmere. Das Geschick hat mir zu hart mitgespielt.“

„Klagen Sie das Geschick nicht an, Nachbarin, sondern ergeben Sie sich in Geduld. Gedenken Sie des schönen Spruches von Novalis:

Die Vorsicht ist gerecht bei allen Schlüssen,
Das siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein,
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
So müßtest du, was Gott ist, sein.“

„Sie haben ein glückliches Gemüth,“ antwortete Martina. „Mir ist es leider nicht so wohl geworden, aber ich habe auch so viele Thränen vergossen, daß ich fast blind davon geworden bin. Ach, die bösen Erinnerungen, sie wollen niemals schlafen; immer kehren sie wieder, und das Herz wird so hart dabei, daß es nur für die eigenen Leiden empfänglich ist.“

„Die Zeit heilt jeden Schmerz, meine Freundin, und wenn wir wollen, können wir immer zufrieden sein. Derselbe Dichter sagt:

Sei noch so arm, was macht dich reich?
„Ein Herz für fremde Leiden weich.“
Sei noch so klein, was macht dich groß?
„Zufriedenheit mit deinem Loos.“
Sei noch so alt, was macht dich jung?
„Warst du stets gut — Erinnerung.“

Martina klagte noch viel und Gudula tröstete, so gut sie es vermochte. Dieser Trost blieb nicht ohne gute Folgen, denn der verbitterten Martina war es, als sei die angenehme Wärme des Stübchens in ihr Herz übergegangen.

„Lassen wir gleich die Aenderung vornehmen,“ sagte sie.

„Wir könnten mit einer Stube zurecht kommen,“ meinte Gudula, „und das wäre ein großer Gewinnst, denn wir sparten nicht allein die Miethe für ein Zimmer, sondern könnten auch ein ganzes Meublement verkaufen und gewännen noch dazu Zeit, die auf das Spinnen verwendet werden könnte.“

Martina war derselben Ansicht. Schon am folgenden Tage wohnten sie zusammen und im Verlaufe der ersten Woche warfen sie das Sie weg und nannten sich Du. Die Freundschaft war besiegelt. Beide meinten, wenn sie den praktischen Gedanken eher ausgeführt hätten, so wäre es für beide Theile besser gewesen. Nun, zu spät war es immer noch nicht. Das zu erfahren hatten sie noch oft Gelegenheit; besonders merkten sie bald, daß die Gesellschaft einen großen Werth hat und daß man weit weniger ausgiebt, wenn man eine gemeinschaftliche Haushaltung führt.

Am Dreikönigenabende hatten die Spinnräder Ruhe; sie standen friedlich nebeneinander in einer Ecke, noch den

Rest des Rockens tragend, der am vorhergehenden Abende nicht mehr hatte abgesponnen werden können. Eine Zeitlang hatten sie trauliche Gespräche geführt, dann in einem Erbauungsbuche und zuletzt in einem Unterhaltungsbuche gelesen. Das ging nun nicht mehr, denn das Augenlicht der beiden Frauen war sehr geschwächt und ließ eine lange Anstrengung nicht mehr zu. Sobald aber die Thätigkeit und das Plaudern nachließen, dann versank Martina gewöhnlich in's Sinnen und Grübeln und wurde sehr melancholisch.

„Martina," sagte Gudula, „Du mußt heute kein trauriges Gesicht machen."

„Gerade heute drückt mich die Erinnerung am schwersten nieder, denn an einem Dreikönigentage war es, wo das Schrecklichste geschah. Du weißt nicht, was manchmal in meinem Herzen vorgeht, aber Du bist mir eine treue Freundin geworden, und es wird mir das Herz erleichtern, wenn ich Dir meine Leiden anvertraue."

„Thue das, meine Freundin! Was Du mir vertrauen wirst, ist in meinem Herzen gut aufgehoben."

„So sei es denn, Gudula. Es ist schon lange, lange her — ich war noch ein Mädchen, ein unerfahrenes Kind, da kam ein junger Mann in unser Haus, der mir seiner feinen Manieren wegen sehr gefiel. Er erzählte wie ein Buch, und da er die Welt gesehen, so ging ihm der Stoff niemals aus. Damals kam er geraden Weges aus Amerika, wo er große Güter besaß. Seine Schilderungen jenes überseeischen Landes gefielen mir so gut, daß ich eine ordentliche Sehnsucht bekam, all' die Herrlichkeiten mit eigenen Augen zu sehen.

Meine Mutter theilte meine Begeisterung keineswegs. ‚Meine Tochter,' sagte sie, ‚du bist noch jung und

ohne Erfahrung und nimmst deßhalb Alles, was glänzt, für Gold, aber es giebt auch unwerthe Metalle, welche einen leuchtenden Schein um sich verbreiten, und zu solchen falschen Glanzstücken rechne ich den jungen Mann, der dir den Kopf verdreht. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich ihn einen Windbeutel und Großsprecher nenne. Du wirst das nicht gerne hören, mein Kind, aber die Pflicht der Mutter ist es, zu warnen und zur Vorsicht zu mahnen.'

Ich nahm ihr diese Worte wirklich übel, und als Julius am folgenden Tage wiederkam, fand ich erst recht, daß sie ihm Unrecht that. In wenigen Wochen kam es so weit, daß Julius mich zur Frau begehrte. Meine Mutter wies ihn ab, und da ich auch jetzt noch nicht von ihm ließ, so brauchte sie ein Mittel, welches nach ihrer Ansicht unfehlbar wirken mußte. Als ich eines Tages von einem Spaziergange nach Hause kam, fand ich einen Wagen vor der Thüre, welcher mit Reisekoffern bepackt war.

Was bedeutet das? fragte ich meine Mutter.

‚In einer Stunde fahren wir nach London,' gab sie zur Antwort; ‚Tante Ella's Krankheit hat sich verschlimmert, und sie wünscht, daß wir schleunigst hinkommen.'

Sie überreichte mir Tante Ella's Brief, und ich sah daraus, daß sie wirklich unsere Anwesenheit wünschte; dennoch wagte ich zu fragen, ob es nicht besser sei, wenn ich zu Hause bliebe.

‚Nein,' antwortete sie kurz, ‚ein junges Mädchen muß unter der Obhut seiner Mutter bleiben. Der Notar hat bereits den Auftrag, unsere Güter zu verwalten, und für unser Haus ist ein Miether gefunden, der schon morgen einzieht.'

Mit allen Einwendungen war es nun zu Ende; ich mußte mich zur Reise ankleiden und nach einer Stunde saßen wir schon auf der Eisenbahn.

Bis zum letzten Augenblicke schaute ich durch das Coupéfenster, denn ich hoffte, Julius noch zu sehen; aber meine Hoffnung war eine vergebliche. Wir fuhren ab und befanden uns schon am dritten Tage in London.

Tante Ella wohnte im fashionablesten Theile der großen Stadt, in dem prächtigen Hydepark. Ihr Haus glich einem Schlosse und sie hatte so viel Dienerschaft, daß man sich kaum hindurchzuwinden wußte. Trotz ihres großen Reichthums war sie recht arm daran, denn seit zwei Jahren mußte sie das Bett hüten, und ihre Schmerzen nahmen mit jedem Tage zu. Ich erschrack, als wir in das Krankenzimmer traten, denn sie war so sehr zusammengeschrumpft, daß sie mehr einem Kinde, als einer Dame glich. Als sie mir die Hand reichte und mich mit den eingefallenen Augen ansah, mußte ich mich zusammennehmen, um nicht zu zittern. Die Hand bestand fast nur aus Knochen und war weiß wie Wachs.

Auf dem Tischchen neben ihrem Bette standen eine Menge Arzneiflaschen, aber sie sagte freimüthig, daß sie nichts davon nehme, weil ihr doch nicht mehr zu helfen sei. Meine Mutter wollte sie dazu bereden, aber sie schüttelte den Kopf und sprach mit leiser Stimme den Vers von Krummacher:

Das Gebet ist die stärkendste Arznei
Für den hülflosen Kranken.
Es hebt ihn, als ob er geflügelt sei,
Ueber die Welt mit seinen letzten Gedanken.

Tante Ella kannte die deutsche Literatur und liebte es bis zu ihrer letzten Stunde, Verse aus derselben herzusagen. Für mich faßte sie gleich im Anfange eine große Vorliebe, und ich mußte den größten Theil des Tages an ihrem Lager zubringen. Da damit der Verzicht auf alle Vergnügungen und selbst Erholungen ausgesprochen war, so erfaßte ich mein Amt als Krankenpflegerin gerade nicht mit der größten Begeisterung, aber ich nahm mich doch zusammen und beging keine großen Verstöße.

Die Kranke war eine musterhafte Frau, und wenn sie auf Minuten frei von Schmerzen war, so brauchte sie diese Zeit dazu, mir gute Lehren zu ertheilen. ‚Martina,' sagte sie eines Tages, ‚laß mich noch einmal zu Dir sprechen; morgen kann ich es vielleicht nicht mehr. Wenn ich sterbe, wirst Du mein Vermögen erben, und wenn Deine Mutter das Haupt niederlegt, so bekommst Du auch das ihrige; Du wirst also einen bedeutenden Reichthum haben. Betrachte das aber nicht als ein Glück, mein Kind, denn nichts ist gefährlicher, als reich zu sein, wenn man nicht die Kunst erlernt hat, sein Vermögen mäßig zu genießen. Mäßigkeit ist der Arzt, welcher niemals eine falsche Kur macht. Noch eine andere Gefahr wird Dir nicht ausbleiben; es werden Dich junge Männer umringen, die von Deinem Vermögen angezogen werden, Männer, welche sich nicht schämen, das Brod ihrer Frau zu essen. Prüfe darum genau und wähle nicht einen Unwürdigen, denn er sucht nicht Dich, sondern Dein Geld — und welches Glück kannst Du bei einem solchen Manne erwarten?'

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn die Schmerzen stellten sich wieder ein und wurden größer, als je zuvor. Als sie wieder etwas zu sich kam, nahm sie meine Hand

und sprach: ‚Geh' zu Bett, Martina, und vergiß die Lehren nicht, welche Dir heute eine Sterbende gegeben. Weißt Du, mein Kind, was Sterbende sagen, ist heilig und sollte gehalten werden.'

Die Worte machten mich ganz weich; ich umarmte die Tante und küßte sie. Weinend schwankte ich hinweg und ich konnte lange nicht schlafen. Gegen Mitternacht fielen mir die Augen zu, aber ich schlief sehr unruhig, denn im Halbschlummer hörte ich ein Geräusch von vielen Tritten auf der Treppe, und es war mir, als vernähme ich ein beständiges Flüstern und Umherlaufen. Endlich schlief ich doch fest und erwachte erst, als meine Mutter mich weckte. Sie hatte geröthete Augen, und ihre Stimme klang ganz traurig.

‚Ist die Tante schlimmer geworden?' fragte ich.

‚Sie ist gestorben, mein Kind,' antwortete sie, ‚aber sie hat auch in der letzten Minute an Dich gedacht und mir Abschiedsgrüße an Dich aufgegeben.'

Ich war erschüttert. Rasch kleidete ich mich an und ging mit der Mutter hinab. Ich hatte sie noch im Sterbezimmer vermuthet, aber dort war sie nicht mehr. Schon in der Nacht, nachdem der Arzt ihren Tod bescheinigt, hatte man sie in den Sarg gelegt und in die große Säulenhalle hinabgetragen. Dort war zwischen hohen Lorbeerbäumen und Blumen ein Katafalk aufgebaut. Rings um denselben brannten Wachskerzen und Spiritusflammen. Das bleiche Gesicht verschwand fast in Rosenblättern. Mehr sah ich nicht, denn ich verlor bei diesem Anblicke das Bewußtsein und wurde hinweggetragen. Erst nachdem die Tante begraben war, durfte ich das Krankenzimmer verlassen. Ihre letzten Worte und Ermahnungen schwebten mir lange in den Ohren, aber sie hatten wohl

einen ganz andern Erfolg, als die Tante gedacht haben mochte, denn für den Würdigsten unter Allen, die ich später als Gemahl wählen könnte, stellte ich mir nur Julius vor. Lebhaft bedauerte ich, daß er nicht da war, denn ich hatte ja nun der Tante großes Vermögen. Mehr brauchte ich nicht, um ein bedeutendes Haus zu machen, und doch kamen auch noch die Güter von Julius dazu.

Nach meiner Ansicht hatte ein längerer Aufenthalt in London nun keinen Zweck mehr; ich drang deßhalb auf die Rückkehr, aber die Mutter wollte nichts davon hören; sie sagte, es fehle mir noch der feine Gesellschaftsschliff, und den könne ich nirgends besser erhalten, als in den aristokratischen Familien der Hauptstadt, und es sei ihre Pflicht, diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Zu meinem Verdruße wurde unser Aufenthalt um ein ganzes Jahr verlängert, und ein halbes davon sollte auf dem Lande in den feinen Adelszirkeln verbracht werden. Ich mußte mich natürlich fügen, und ich muß gestehen, daß mir die Zeit schneller vorüberging, als ich gedacht hatte.

Viele junge Männer von vornehmen Familien, mit guter Erziehung und bedeutendem Vermögen warben um meine Hand, aber die Tante hatte mir gesagt, ich solle den Würdigsten nehmen, und ich hielt sie Alle für weniger würdig, als Julius, deßhalb gab ich ihnen eine abschlägige Antwort.

Julius schien indessen von der Erde verschwunden zu sein, denn alle Briefe, die ich an ihn schrieb, kamen zurück, und ich hatte seinetwegen von meiner Mutter viel zu leiden. Schon begann ich, mich in den Gedanken

zu ergeben, daß ich auf ihn verzichten müsse, da begegnete ich ihm eines Tages im dichtesten Gewühle von Charing-Croß. Plötzlich hörte ich den Ruf „Martina“ in meinen Ohren, und als ich aufblickte, war es Julius.

Es wäre meine Pflicht gewesen, sogleich nach Hydepark zurückzukehren und meiner Mutter Mittheilung von der Begegnung zu machen, aber ich that gerade das Gegentheil.

‚Martina,‘ sagte er, indem er auf ein feines Dininghouse zeigte, ‚hier würden wir Gelegenheit haben, miteinander zu sprechen.‘

Es widerstrebte mir Anfangs, in ein Local einzutreten, wo so viele Leute verkehrten, aber im Gedränge konnte ich auch nicht stehen bleiben, und so that ich ihm den Willen.

In dem großen Speisesaale waren viele Menschen, aber es gab noch Platz genug für uns Beide. Er ließ Wein bringen und erzählte, daß er mich vergebens in meiner Vaterstadt und ihrer Umgebung gesucht. Der Notar hatte ihm unsern Aufenthaltsort nicht verrathen wollen und andere Leute hatten ihn nicht gekannt. Nur durch einen Zufall war er nach London gekommen, und er pries es als ein gutes Geschick, daß er mich hier so unerwartet gefunden. Er wußte sich so angenehm zu machen, daß ich ganz entzückt von ihm war und länger blieb, als ich durfte.

‚Wo wohnst Du?‘ fragte er mich beim Abschiede.

Ich nannte ihm Straße und Hausnummer, und wir gingen voneinander. Seitdem trafen wir uns zuweilen an verschiedenen Orten, und ich bemerkte, daß seine Garderobe in einem schlimmen Zustande war. Er mußte meinen Blick wohl verstanden haben, denn er stotterte

eine Entschuldigung und sagte, seine amerikanischen Gelder seien ausgeblieben und er müsse bald hinüber, um dort eine pünktlichere Ordnung einzuführen. Verschiedenemale drang er in mich, seine Frau zu werden, aber ich sagte ihm, ohne den Segen der Mutter würde ich nicht zum Altare gehen, ich hoffe aber, mit der Zeit ihre Einwilligung zu erhalten. Von ihm gedrängt, gab ich ihm das feste Versprechen, keinem andern Manne meine Hand zu reichen, sondern auf ihn zu warten.

Leider gab ich solche Versprechen hinter dem Rücken meiner Mutter; hätte ich ihren guten Rathschlägen gefolgt, so wäre ich niemals so unglücklich geworden. Kinder sind so leicht geneigt, die Winke ihrer Eltern nicht zu beachten, auf andere Leute aber zu hören; ach, wenn sie wüßten, daß sie keine besseren Freunde auf Erden haben, als ihre Eltern, so würden sie nur mit ihnen Rath nehmen und nichts vor ihnen verheimlichen.

Als Julius mein Versprechen hatte, sagte er mir, er wolle nun nach Amerika gehen und seine Güter wieder in Ordnung bringen, dann aber nach Deutschland zurückkehren.

Das Jahr in England nahte sich seinem Ende und wir begannen schon die Vorbereitungen zu unserer Abreise nach Deutschland; da wurde meine Mutter krank. Ein furchtbarer Schrecken überfiel mich, als ich sie ganz blaß und kraftlos im Bette fand.

‚Mein Kind,‘ sprach sie, ‚laß den Arzt kommen, denn ich fühle, daß ich am Vorabende einer schweren Krankheit stehe.‘

Der Arzt kam und machte ein bedenkliches Gesicht. Damit nichts verfehlt werde, schickte er eine tüchtige Krankenwärterin; mir aber sagte er: ‚Mein Fräulein,

machen Sie sich auf Alles gefaßt; die Krankheit kann schnell einen tödtlichen Ausgang nehmen.'

Meine Angst war unbeschreiblich und erst jetzt fühlte ich, was es hieß, eine gute Mutter zu verlieren. Die Fortschritte der Krankheit waren unverkennbar; am achten Tage kannte man die Mutter kaum noch. Sie wünschte den Priester. Als derselbe wegging, kam er zu mir in das Zimmer, wo ich weinend vor dem Kruzifix kniete und um ihr Leben flehte. ‚Mein Fräulein,' sprach er mit gedämpfter Stimme: ‚Ihre Mutter wünscht Sie zu sprechen, sie hat einige gute Augenblicke. Versäumen Sie dieselben nicht.'

Der Athem stockte mir, denn es war mir, als wenn ich ginge, um auf ewig Abschied von ihr zu nehmen. Als ich eintrat, saß sie aufrecht zwischen den Kissen und lächelte mich freundlich an.

Sie reichte mir die bleiche magere Hand und sprach leise, aber nachdrucksvoll: ‚Martina, ich weiß, daß es Dir Schmerz bereitet, wenn ich sterbe, denn Du liebst mich; dennoch muß ich mein Testament in Deine Hände niederlegen, denn ich weiß nicht, wie viele Stunden mir Gott noch zu leben gönnt. Mit meinem Tode bist Du Herrin eines großen Vermögens; Du kannst kaum zu einem Drittel aufbringen, was es jährlich an Zinsen abwirft; darum ist es recht, daß wir der Armen und Nothleidenden gedenken. In meinem Gebetbuche wirst Du einen an Dich adressirten Brief finden. In diesem ist Alles niedergeschrieben, was ich nach meinem Tode ausgeführt wünsche. Versprich mir, daß Du es thust.'

Ich drückte ihre Hand und sprach unter Thränen: Alles werde ich befolgen, aber Du darfst noch nicht sterben.

‚Gern bliebe ich noch bei Dir, Martina, aber Gott

allein weiß, wann die Stunde gekommen, wo das menschliche Wünschen ein Ende hat. Lege mir die Kissen wieder zurück; ich will schlafen.'

Die kurze Unterredung hatte sie sehr ermüdet; sie schlummerte wirklich und wie mir schien, sanft und schmerzlos. Auch ich schlief auf einem Stuhle ein und erwachte erst am Morgen. Mein erster Blick fiel auf die Kranke; sie regte sich nicht; als ich mich über ihren guten Schlaf freute, sagte die Wärterin: ,Sie schläft den ewigen Schlaf und ist ganz ohne Schmerz hinübergeschlummert!'

Ist sie todt? fragte ich erschrocken, und als die Krankenpflegerin es bejahte, da glaubte ich, die Erde drehe sich mit mir rund und ich werde von unwiderstehlicher Kraft in das All hinausgeschleudert.

Mit einem Wunder muß es zugegangen haben, daß ich nicht selbst todtkrank wurde, denn ich erinnerte mich nicht mehr, was zwischen dem Sterbetage und dem Begräbniß geschehen; es war mir, als sei die Welt leer und ich schwimme darin umher, ohne die Grenzen zu sehen.

Als ich endlich wieder denken konnte, fiel mir das Gebetbuch ein, in welchem ich den Brief fand. Sie hatte unsere Dienstboten und viele Arme mit Geschenken bedacht, und es machte mir eine große Freude, jedem einzelnen die Summe zuzuschicken, welche die Selige bestimmt hatte; aber der Brief enthielt auch etwas, was mir nicht gefiel. ,Martina,' schrieb sie, ,wenn ich gestorben, bist Du Deine eigene Herrin, aber ich hoffe, daß meine Ermahnung auch aus dem Grabe heraus noch einiges Gewicht für Dich hat, denn ich will nur Dein Bestes. Ob Du in London bleibst oder nach Deutschland zurückkehrst, darüber will ich Dir keine Vorschrift machen. Wohin Du aber auch gehst, stelle Dich in den Schutz einer ältern

respektabeln Dame und übergieb die Verwaltung einem ernsten und rechtschaffenen Manne. Ueber Julius Besney habe ich meine Meinung noch nicht geändert. Daß sein angebliches Vermögen in Amerika ein erlogenes ist, wäre noch so schlimm nicht, wenn nicht die Lüge dabei wäre. Nicht alle Leute können reich sein, auch ist das zum wahren Glücke einer Ehe durchaus nicht erforderlich; aber diesem Julius Besney fehlen die guten Eigenschaften, auf welche selbst die Frau eines Taglöhners Anspruch machen kann. Er ist unaufrichtig und selbstsüchtig; er denkt nicht an Dich, sondern an Dein Geld, und wenn er dieses verpraßt hat, dann ist es mit dem Glücke und dem Frieden zu Ende, darum gebe ich Dir den aufrichtig und mütterlich gemeinten Rath: Laß ab von dem Menschen; er wird Dich in's Unglück stürzen!'

Die Liebe zu der Hingeschiedenen nahm merklich ab, als ich diese Worte gelesen hatte, denn ich glaubte, sie habe nun einmal ein Vorurtheil gegen Julius und wolle sich dasselbe um keinen Preis ausreden lassen. Ich weinte wie ein Kind. Zuletzt aber nahm ich mir vor, ihr das Opfer zu bringen und lieber unglücklich zu werden, als einer Sterbenden das gegebene Versprechen zu brechen. In England aber konnte ich nun nicht länger bleiben, denn so oft ich an die Stellen kam, wo er mir begegnet war und wo ich mit ihm gesprochen hatte, fühlte ich, daß meine Standhaftigkeit wankte. Der Arzt meiner Mutter verschaffte mir einen tüchtigen und braven Verwalter, dem ich mein gesammtes Eigenthum in England übergab.

Es waren lästige Geschäfte, und kaum hatte ich sie hinter mir, so reiste ich in mein Vaterland zurück und zog in das alte Haus, welches in der Zwischenzeit miethlos geworden war.

Außerordentlich schwer war es mir geworden, den Entschluß der Entsagung zu fassen, aber jetzt hatte ich mich an den Gedanken so ziemlich gewöhnt, und da ich von Julius nichts hörte, so hielt ich den Schmerz schon für überwunden.

Plötzlich änderte sich Alles; eines Tages lief ein Billet von Julius aus einer benachbarten Stadt ein. Er theilte mir mit, daß er mich am folgenden Tag besuchen werde. Ich setzte mich hin und schrieb eine Antwort, in welcher ich ihm den Besuch verbot, aber nun wußte ich keine Adresse und konnte den Brief nicht abschicken. Ich entschloß mich nun, das Billet für ihn bereit zu halten und eine kleine Reise an den Rhein zu machen. Auch aus dieser Reise wurde nichts, aber nun wollte ich den Portier instruiren, daß ich nicht zu Hause sei. Leider schien es mir bei näherer Ueberlegung nicht passend, den Portier oder einen andern Dienstboten mit einer solchen Ausweisungsordre zu betrauen.

Schließlich schien es mir am geeignetsten, zu Hause zu bleiben, ihn zu empfangen und ihm mündlich zu sagen, was ich bereits dem Briefe anvertraut hatte. Kaum war ich mit diesem Entschlusse fertig, so wurde an die Thüre gepocht, und herein trat Julius. Liebenswürdiger als je kam er mir entgegen und fragte gleich, wann die Hochzeit sein solle. Alle guten Vorsätze waren vergessen; am Abend, als er Abschied von mir nahm, konnte er sagen: ‚Ueber sechs Monate bist Du meine Frau!'

So weit hatte ich's der Mutter wegen hinausgeschoben, sonst hätte die Hochzeit noch eher stattgefunden. Alle Befürchtungen der guten Mutter waren vergessen; ich bedauerte, daß sie solche ungegründeten Vorurtheile gehabt hatte und hielt mich nicht für verpflichtet, mein

ganzes Lebensglück einer falschen Beurtheilung zum Opfer zu bringen.

Nach unserer Hochzeitsreise, die wir nach England machten, meinte Julius, es sei nun überflüssig, zwei Vermögensverwalter zu haben; er könne das allein besorgen. Mir dünkte das auch so, und da es häufig vorkam, daß er in meinem Namen handeln mußte, so gab ich ihm eine Vollmacht, durch welche er ermächtigt wurde, zu kaufen und zu verkaufen, Kapitalien auszuthun und zu kündigen, Geld zu empfangen und zu quittiren, überhaupt alle meine Rechte und Pflichten wahrzunehmen.

Ein ganzes Jahr lebten wir in Freude und Jubel; die bösen Prophezeiungen meiner Mutter gingen nicht in Erfüllung. Niemand war darüber glücklicher, als ich, denn häufig, wenn ich allein war, machte ich mir doch Vorwürfe über meinen Ungehorsam. Es kamen Stunden, in denen ich mir sagte, bisher sei unser Leben nur ein Rausch gewesen und es habe noch keinen andern Zweck gehabt, als unser eigenes Vergnügen. Der Vormittag pflegte mit Zurüstungen für die Zerstreuungen des Nachmittags und des Abends oder der Nacht hinzugehen. Wir taumelten buchstäblich von einem Wonnerausche in den andern. Theater, Concerte, Zweckessen, Wasserpartieen, Wettrennen, Schlittenfahrten, Jagden wechselten miteinander ab, je nach der Jahreszeit.

Julius war ein liebenswürdiger Gesellschafter und überall wohl gelitten. War er nicht mit von der Partie, so fehlte dem Feste die rechte Würze. Das schmeichelte mir, denn ich schrieb mir die Hälfte des Verdienstes zu.

Nach einem Jahre schenkte mir der Himmel ein Söhnchen, dem wir den Namen Titus gaben, weil mein seliger Vater so geheißen. Ich fühlte mich außerordentlich

glücklich, die Mutter eines so lieblichen Kindes zu sein und erklärte meinem Manne, daß ich von nun an auf alle Zerstreuungen außerhalb des Hauses verzichte. Ich wollte ganz allein der Erziehung meines Kindes leben; es sollte ein rechtes Musterkind werden. Julius lachte über meine guten Vorsätze. ‚Versuch es nur,' sagte er; ‚die Begeisterung wird nicht lange vorhalten. Auf alle Fälle wird es nothwendig sein, für eine tüchtige Amme zu sorgen, denn eine Frau von Deinem Range kann nicht immer an der Wiege sitzen.'

Aber, lieber Julius, antwortete ich, ich habe die Absicht, weder in Gesellschaften zu gehen, noch deren in meinem Hause zu geben.

‚Das sind Vorsätze, die nicht ausgeführt werden können,' entgegnete er. Niemand kann sich den Pflichten der Gesellschaft entziehen. Was würde die vornehme Welt sagen, wenn Martina wie eine Einsiedlerin in ihrer Klause lebte und nicht mehr zum Vorscheine käme?'

Auch der Arzt rieth, eine gute Amme zu nehmen und empfahl uns eine junge Wittwe, deren Kind vor einigen Tagen gestorben. Benedicta hieß sie und hatte den Ruf einer tüchtigen und braven Frau. Ich ließ sie kommen, und da sie mir ausnehmend gefiel, so hielt ich sie gleich bei mir.

Julius machte um diese Zeit die großen Jagden mit, die auf den Gütern des Adels gehalten wurden, und kam oft eine ganze Woche nicht nach Hause. Das war der erste Tropfen Wermuth, der in meinen Freudenbecher fiel. Er sieht doch, daß ich meinem Kinde zu liebe auf Alles verzichte, dachte ich; könnte er da nicht auch zuweilen zu Hause bleiben?

Auf meine Bitten vermochte er es wirklich über sich,

eine Einladung auszuschlagen, aber ich erreichte wenig damit, denn er war den ganzen Tag mißvergnügt, und wenn er auch nichts sagte, so waren seine Blicke doch voll von Vorwürfen, weil ich ihn in seinen Vergnügen gestört.

Julius, sagte ich sanft, wir haben uns den Zerstreuungen allzuviel hingegeben und sind deßhalb nicht mehr empfänglich für die stillen, aber nichtsdestoweniger schönen und edeln Freuden des Hauses. Unser Garten, unser Park, unsere schönen Sammlungen, unsere Bibliothek und unsere Musikinstrumente werden uns hinreichend für die rauschenden Freuden der Welt entschädigen, wenn wir uns entschließen können, zu Hause zu bleiben.

Er hörte mich kaum an; ein bittersüßes Lächeln war die einzige Antwort, die er mir gab. Am folgenden Morgen vergoß ich die ersten Thränen, denn als ich mich vom Schlafe erhob, war er schon fort, ohne Abschied genommen zu haben. Auf dem Frühstückstische aber fand ich einen Brief, worin er mir mittheilte, unser englisches Besitzthum mache eine schleunige Reise nach London nöthig, und vor Ablauf von zwei Monaten werde er nicht zurückkehren.

Die Zeit wurde mir außerordentlich lang und ich bekam eine Ahnung, daß doch nicht Alles Gold sei, was glänze. Um mir den Himmel günstig zu stimmen, legte ich mich auf's Wohlthun und streute mit vollen Händen reiche Gaben aus. Benedicta fand, daß ich nicht das richtige Maß halte und sie citirte den alten Spruch:

Hilf Jedem, aber mit Bedacht,
Das nähere Vorrecht nimm in Acht,
Verbrauche heute nicht die Kraft,
Die morgen noch mehr Gutes schafft.

Das kam mir thöricht vor; ich glaubte, man könne gar nicht zu viel Gutes thun; aber später fand ich, daß sie recht hatte, denn ich schuf nur Unzufriedenheit und Arbeitsscheu."

Die Schwarzwälder Uhr holte jetzt aus und der Kukuk auf derselben krähte zehnmal hintereinander. Es war die Stunde, wo die beiden Alten nach Bette zu gehen pflegten. Martina brach deßhalb ihre Erzählung ab und sprach: „Die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende; morgen fahre ich fort."

Sie entkleideten sich, sprachen vor dem Kruzifix ihr Abendgebet und gingen zur Ruhe. Gudula war bald eingeschlafen, aber Martina lag noch lange wach. Durch die Erzählung war das Leid in ihrer Seele wieder geweckt worden und dasselbe wollte nun gar nicht zur Ruhe kommen. Erst spät schlief sie ein, aber nun hatte sie mit bösen Träumen zu kämpfen, und als sie am folgenden Morgen aufwachte, war sie noch zweifelhaft, ob sie in ihrer Erzählung fortfahren sollte, denn sie hatte sich Erleichterung schaffen wollen und war nur noch härter gedrückt worden.

II.

Den Tag über gab es viele Beschäftigung, denn es war der erste des Monats, an welchem die Stube einer gründlichen Säuberung unterworfen wurde. Schmutz war zwar nirgends zu finden, auch kein Spinngewebe oder sonstige Zeugen einer nachlässigen Wirthschaft, aber die Haus- oder vielmehr die Stubenordnung brachte es einmal mit sich, und deßhalb mußte es geschehen.

Die Sonne war noch nicht recht aufgegangen, als an die Thüre geklopft wurde. Sie wußten schon, was

es war, denn dasselbe Klopfen hörten sie an jedem ersten des Monats um dieselbe Stunde. Ein robuster Mann mit einem groben leinenen Beutel in der Hand polterte herein. „Guten Morgen,“ rief er, „bitte um die Monatsmiethe, die Zeiten sind schlecht, man kann nicht warten.“

Gudula öffnete ein kleines Schränkchen, nahm den Obertheil einer Kaffeetasse heraus und schüttete den Inhalt derselben auf den Tisch. Es waren meistens Pfennige und ganz kleine Silberstücke. Die Miethe kam zusammen, aber es schoß kaum etwas über.

Der Hausherr schaute im Zimmer umher und sagte mit einem gewissen Nachdrucke: „Das muß man sagen, ihr wohnt nicht schlecht. Es herrscht hier eine gewisse Eleganz und ihr könntet schon etwas mehr Miethe zahlen.“

Martina wollte auffahren, aber Gudula gab ihr einen Wink und antwortete dem Hausherrn ganz anders, als er erwartet hatte: „Lieber Herr, es kommt uns ganz gelegen, daß Sie aufschlagen, denn es ist uns eine hübschere und größere Stube für weniger Geld angeboten worden. Wünschen Sie, daß wir noch heute ausziehen, so wollen Sie es gefälligst sagen.“

„Billiger?“ fragte er mit langem Gesichte.

„Bedeutend billiger; ich bitte also, sich rasch zu erklären!“

„Kann nichts Gutes sein,“ antwortete er wegwerfend. „Wahrscheinlich ein Wanzennest, wo man in der ersten Nacht auf dem ganzen Körper blutig gebissen wird. Doch für arme Wittwen habe ich immer ein weiches Gemüth gehabt, darum mag es bei der Miethe bleiben. Adieu!“

„Mein Gott,“ sagte Martina, als er fort war, „das war ein gefährliches Spiel! Wenn er uns beim Worte genommen hätte, so müßten wir jetzt in den Schnee hinauswandern und hätten kein Unterkommen.“

„Bitte," antwortete Gudula; „ich hüte mich stets vor der Unwahrheit. Die Sache verhält sich wirklich so. Der alte Ephraim hat eine viel hübschere und größere Stube, die er um den halben Preis giebt, aber ich möchte freilich nicht da wohnen, denn der Mensch ist den größten Theil des Tages betrunken, und dann poltert er mit allen Einwohnern."

Die beiden Frauen legten jetzt ihre ältesten Kleider an und begannen den Stubenputz, dem Alles unterworfen wurde, auch die Wände und die Decke. Bis Mittag war Alles fertig, aber bei der zunehmenden Kälte war die Nässe äußerst unangenehm, und der Ofen verschlang mehr Kohlen, als auf ihrem Budget standen.

Am Abend, als das frugale Mahl eingenommen war, setzte Martina die Erzählung ihrer Leidensgeschichte fort:

„Mein Mann schrieb, daß die Geschäfte ihn sehr in Anspruch nähmen und daß er weit über die anfangs bezeichnete Zeit in London bleiben werde. Ich begriff das nicht recht, denn die Verhältnisse waren sehr einfacher Natur. Meine dortige Liegenheiten waren an reiche Leute verpachtet, die auf den Tag bezahlten und sonst war nichts zu thun. In meiner Antwort ließ ich ihn das merken und bat ihn, recht bald zurückzukommen. In diesem Briefe erzählte ich ihm viel von dem kleinen Titus und rechnete darauf, daß er sich sehr über meine Mittheilungen freuen würde. Vergebens wartete ich auf Antwort; ein ganzer Monat ging hin, ich hörte nichts von ihm, und doch ließ ich jeden Sonntag ein Schreiben an ihn abgehen.

Traurig gestimmt saß ich eines Tages bei meinem Kinde; da ging die Thüre auf; der Postbote trat ein und sagte: ‚Ein recommandirter Brief aus London! Bitte, geben Sie mir die Bescheinigung über die Ablieferung!'

Hastig schrieb ich meinen Namen unter den mir vorgelegten Zettel und griff nach dem Briefe. Meine Täuschung war nicht geringe, als ich an der Adresse sah, daß der Brief nicht von meinem Manne kam.

Rasch öffnete ich denselben und sah nach der Unterschrift. Er kam von einer Freundin, die in einem meiner Häuser wohnte. ‚Liebe Martina,‘ schrieb sie, ‚ich verstehe nicht recht, was Dich bewegt, Deine hiesigen Besitzungen unter den Tagespreisen loszuschlagen. Einige von Deinen unbebauten Grundstücken werden in zwei bis drei Jahren den hundertfachen Werth haben, denn sie fallen in den Erweiterungsplan von London und werden einen der schönsten Stadttheile bilden. Speziell thut es mir leid, daß Du auch mein Wohnhaus verkauft hast; ich befand mich wohl in demselben und würde Dir gerne den doppelten Preis, den Du jetzt erzielt hast, bezahlt haben.‘

Ich hielt mit Lesen inne, denn ich wußte kein Wort von dem Verkaufe; mein Mann hatte mir keine Silbe davon geschrieben. Was mag ihn dazu bewogen haben, dachte ich, und vor Allem, warum hat er so heimlich gehandelt?

Beim Weiterlesen hoffte ich darüber Aufschluß zu bekommen, aber der fernere Inhalt des Briefes war mit Neuigkeiten und andern gleichgültigen Dingen angefüllt.

Sogleich setzte ich mich hin, schrieb an Julius und machte ihm leise Vorwürfe über sein eigenmächtiges und heimliches Verfahren, sowie über die Verschleuderung des schönen Eigenthums. Zugleich schrieb ich auch an die Freundin und bat sie, mir nähere Aufschlüsse über meinen Mann zu geben. Ihre Antwort lief zuerst ein, und sie lautete sehr vorsichtig, aber doch beunruhigend. ‚Meine Freundin,‘ schrieb sie, ‚mir deucht, Du hast nicht wohl

gethan, Deinen Mann von Deiner Seite zu lassen. Er ist jung und lebensfroh, dem Genusse vielleicht mehr, als gut ergeben. Persönlich habe ich ihn noch nicht gesehen, aber ich höre von Andern, daß er in der Wahl seiner Gesellschaft nicht sehr vorsichtig ist. Vielleicht wäre es am besten, wenn Du selbst herüberkämest und ihn mit nach Deutschland nähmest.'

Dazu war ich fest entschlossen, und schon war ich reisefertig, als ein Brief von Julius kam. Er theilte mir mit, daß der Verkauf und die Beschleunigung desselben nothwendig gewesen, weil meine Erbansprüche hätten angefochten werden können; übrigens solle ich mich nur beruhigen, denn das Geld sei sicher bei der königlichen Bank angelegt.

Von Natur war ich durchaus nicht mißtrauisch, sondern glaubte leicht, was Julius mir sagte, aber sein langes Schweigen und eigenmächtiges Vorgehen machten mich bedenklich und einige Stellen in dem Briefe der Freundin flößten mir Angst ein; ich hielt es deßhalb für am besten, die projectirte Reise wirklich auszuführen. Benedicta gab mir das feierliche Versprechen, für mein Knäblein zu sorgen, und ich konnte auf ihr Wort bauen.

Da ich ein Gefühl hatte, als wenn ich in London Dinge erfahren werde, die weder meinem Manne, noch mir zur Ehre gereichen würden, so nahm ich keine Dienerschaft mit, sondern reiste ganz allein nach Antwerpen, nahm dort das Schiff nach London und kam wohlbehalten daselbst an.

Mein erster Gang war zu dem Anwalte, der die Erbschaft in Ordnung gebracht und Anfangs mein Vermögen verwaltet hatte. Bei meinem Eintritte schien er überrascht und fragte, womit er dienen könne. Ich hatte

die Absicht gehabt, Niemanden merken zu lassen, daß mein Mann gegen meinen Wunsch gehandelt hatte, aber der Anwalt schien dieses als eine selbstverständliche Sache vorauszusetzen, denn schon nach den ersten Worten sagte er: ‚Sie hätten Ihrem Manne eine so weitgehende Vollmacht nicht geben sollen. Was läßt sich jetzt thun? Gegen vollendete Thatsachen streitet man vergebens.‘

Sir, gab ich ihm zur Antwort, ich bin über das Vorgefallene sehr unvollkommen unterrichtet; wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, welche von meinen Grundstücken veräußert worden sind?

‚Auch das wissen Sie nicht, Mistres? — Alles ist verkauft; Sie besitzen in London keinen Zollbreit Eigenthum mehr. Die Höfe, welche Sie auf dem Lande hatten, sind ebenfalls verkauft. Was den Erlös angeht, so thut es mir leid, Ihnen berichten zu müssen, daß die Sachen auf eine unverzeihliche Weise verschleudert worden sind. Hätte man noch ein paar Jahre gewartet, so würden Sie das Zehn- und Zwanzigfache erzielt haben.‘

Es ist nicht mehr zu ändern, entgegnete ich mit schwerem Herzen, aber es ist mir lieb, daß der Erlös bei der königlichen Bank angelegt ist —

‚Glauben Sie das?‘

Mein Mann schrieb es mir.

‚Sie werden es anders finden, Mistres. Wahrscheinlich ist Alles dahin, denn Ihr Mann führt hier in London ein fürstliches Leben, so fürstlich, daß ich wohl nicht daneben schlage, wenn ich annehme, daß Alles verthan ist.‘

Ich saß auf heißen Kohlen, und da ich meine zunehmende Aufregung nicht verrathen mochte, so eilte ich hinweg und begab mich auf die Bank, um dort Erkundigungen

einzuziehen. Den Director kannte ich persönlich, denn er war mit Tante Ella befreundet gewesen und hatte ihre Kapitalien stets in der Bank gehabt.

Ehe ich noch ein Wort gesprochen, fragte er mich, warum ich die Summe, die mir durch das Testament der Tante zugefallen, aus der Bank zurückgezogen, ob ich denn wirklich baares Geld nothwendig gehabt habe.

Ich war wie aus den Wolken gefallen und nicht im Stande, mein Erstaunen zu verbergen. ‚Mister Hutchin,' sagte ich, ‚mein Mann schrieb mir, daß er noch bedeutende Summen dazu gegeben.'

‚Mister Besney hat die Unwahrheit geschrieben,' antwortete der Banquier; ‚er ist hier mit einer Vollmacht erschienen und hat Ihr Guthaben gehoben. Von einer neuen Einlage war nicht die Rede. Er wollte im Gegentheile noch einen Vorschuß von mir haben, und ich hätte ihm denselben gewiß nicht verweigert, wenn nicht allerlei Gerüchte über ihn circulirt hätten.'

Traurigen Herzens verließ ich die Bank, und begab mich, von tausend Aengsten und Vermuthungen gequält, nach der Wohnung meines Gatten. Sie lag im belebtesten Theile der Stadt, an der großen Verkehrsader Strand und ich brauchte nicht lange nach derselben zu suchen.

Der Thürhüter war ein glänzend schwarzer Neger in überaus reicher Kleidung. Als ich ihn nach Mister Besney fragte, sagte er: ‚Gehen Sie nur die Treppe hinauf; oben sind Diener genug, die Sie zurechtweisen werden.'

An Dienern fehlte es allerdings nicht, aber zu meinem Manne kam ich vorläufig noch nicht, denn man sagte mir, er habe sich wegen Unpäßlichkeit zurückgezogen

und nehme keinen Besuch an; die Zeit sei überhaupt nicht gut gewählt. Ich zog es vor, unerkannt zu bleiben und wanderte von Zimmer zu Zimmer. Allenthalben herrschte der größte Luxus und in einem großen Speisesaale fand ich die Reste eines Mahles, mit denen sich eben die Dienerschaft zu thun machte.

‚Eßt und trinkt, Kameraden,' rief ein Neger, welcher eben ein Glas Champagner hinabstürzte; ‚in einer halben Stunde kommt der Executor und dann hat es mit der ganzen Herrlichkeit des Mister Besney ein Ende.'

‚Was sagst Du da?' schrie ein Anderer; ‚ich habe noch meinen Lohn zu fordern.'

‚Ich auch, ich auch!' tönte es durcheinander.

‚Ziehen wir in Prozession zu ihm,' nahm der erste Neger wieder das Wort; ‚sicher hat er noch ein paar Beutel zurückgelegt.'

Die ganze Sippschaft verließ mit großem Lärm den Saal und zog durch einen langen Corridor. Neugierig und im höchsten Grade erzürnt folgte ich der brüllenden Schaar. Sie machte vor einer Thüre Halt und der Neger trommelte mit seinen Fäusten darauf, indem er schrie: ‚Mister Besney, Mister Besney, bezahlen Sie uns.'

Lange blieb das Trommeln ohne Erfolg; endlich öffnete sich die Thüre und in derselben erschien ein Jockey. ‚Meine Freunde,' sagte er, ‚macht keinen unnützen Lärm, denn Mister Besney hat sich auf die Sohlen gemacht, ohne seine Leute zu bezahlen. Es ist alle mit ihm, seine letzten Guineen sind heute Nacht bei dem schwelgerischen Mahle draufgegangen. Macht Euch bezahlt, so gut Ihr könnt, aber es muß schnell geschehen, denn der Executor kann jeden Augenblick kommen.'

Die Dienerschaft tobte und fluchte und war im

Begriffe, sich über die Möbel herzustürzen. Da rief ich ihnen ein Halt zu und sagte, daß sie Alle bezahlt werden sollten, wenn sie ihre Ansprüche beweisen könnten. Neugierig umringten sie mich und fragten, wer ich sei.

‚Es ist gleichgiltig,' gab ich zur Antwort, ‚bezeichnet mir nur eine Person, mit der ich Euere Angelegenheiten ordnen kann.'

Sie nannten mir den Housekeeper, denn durch diesen seien immer die Gehälter bezahlt worden.

Der Mann war erstaunt, daß eine fremde Dame für Mister Besney eintreten wollte, aber er ließ es sich doch gerne gefallen und rechnete mir das Guthaben jedes Einzelnen vor. Es war eine nicht unbedeutende Summe, aber ich hatte glücklicher Weise ausreichende Baarschaften zu mir genommen, und konnte sie Alle befriedigen.

Während der Executor die Möbel aufschrieb, suchte ich von dem Housekeeper zu erfahren, wo Mister Besney sich befinde. Er schüttelte den Kopf und sagte: ‚Er hat mich niemals in seine Geheimnisse eingeweiht, aber der Jockey wird es wissen; ihm vertraute er Alles an.'

Dieser Jockey war ein listiger und verschmitzter Mensch und hatte es gleich heraus, in welchem Verhältnisse ich zu seinem Herrn stand. ‚Mistres,' sagte er, ‚vor den vielen Ohren kann ich nicht sprechen, aber unter vier Augen bin ich bereit, Ihnen seinen Aufenthalt zu entdecken, wenn Sie mich nicht verrathen und mir eine anständige Belohnung geben.'

Es widerte mich an, mit einem solchen Menschen verkehren zu müssen, aber da ich mir nicht anders helfen konnte, so sagte ich zu und folgte ihm in ein anderes Gemach. ‚Madame,' sagte er, ‚Mister Besney ist wahrscheinlich Ihr Gemahl, deßhalb haben Sie Ansprüche

darauf, seinen Aufenthaltsort kennen zu lernen. Denken Sie sich, der Gasthofsbesitzer, welcher gestern das Mahl geliefert, hat ihn heute Morgen früh in Schuldarrest führen lassen, denn er war ihm noch von früher eine Kleinigkeit schuldig. Er läßt ihm für die neue Schuld die Möbel verkaufen, und sicher kommt soviel heraus, daß beide Forderungen gedeckt werden — also hat er ihm doppeltes Unrecht gethan.'

Ich war einer Ohnmacht nahe, denn es häufte sich gar zu viel zusammen. Dem Jockey seine Belohnung gebend, verließ ich das Haus, stieg draußen in ein Cab und ließ mich nach dem Schuldgefängnisse fahren. Vor Scham versank ich fast in den Boden, als mir die Thüre geöffnet wurde, und ich mich als Mistres Besney angeben mußte. Von einem der Gefängnißwärter wurde ich durch einen langen Corridor geführt und befand mich bald vor dem Director des Gefängnisses. Der Mann empfing mich sehr freundlich und fragte, ob ich Geld bringe.

Ich weiß nicht, wie hoch sich die Schuld beläuft, gab ich zur Antwort.

Er nannte dieselbe, und da sie die baaren Mittel, die ich bei mir hatte, überstieg, so wußte ich, daß Julius nicht mit mir gehen konnte. ‚Für heute wird es genügen, daß ich meinen Mann sehe und spreche, gab ich zur Antwort, ‚morgen werde ich ihn auslösen.'

Meinem Besuche wurden keine Schwierigkeiten entgegengestellt; der Schließer geleitete mich bis an die Thüre, öffnete dieselbe und hieß mich eintreten.

Julius lag auf dem Sopha und las in einer Zeitung. Er war blaß und auf seinem Gesichte lagen die Spuren durchwachter Nächte. Als er mich sah, stand

er auf und kam mit gesenktem Haupte auf mich zu. Meine Ankunft war ihm offenbar sehr unangenehm und er suchte vergebens nach einer Anrede.

‚Du hier?‘ sagte er endlich.

‚Dein langes Ausbleiben hat mich genöthigt, Dir nachzureisen,‘ gab ich zur Antwort.

‚Ei, meine Liebe, Geschäfte lassen sich nicht im Handumdrehen besorgen; Alles will seine Zeit haben.‘

‚Deine Geschäfte müssen eigenthümlicher Natur sein. Nachdem Du etwa fünfzigtausend Pfund eingenommen, finde ich Dich im Schuldgefängnisse.‘

Er wußte offenbar nicht, was er antworten sollte, sondern stotterte nur einige unverständliche Worte dahin. Mich aber faßte der Zorn und ich machte ihm schwere, aber wohlverdiente Vorwürfe. ‚Julius,‘ sagte ich, ‚ein Mann, der es mit Frau und Kind wohl meint, geht nicht ohne Abschied sechs Monate lang von Hause.‘

‚Mache mir keine Vorwürfe!‘ sagte er, ‚denn Du trägst die Hauptschuld an meiner Entfernung.‘

‚Ich, Julius? Habe ich Dir jemals auch nur den leisesten Grund gegeben, mich zu verlassen?‘

‚Allerdings, Martina, Du konntest nicht verlangen, daß ich mich in meinen vier Pfählen wie ein Dachs einnistete.‘

‚Ich habe es nicht von Dir verlangt.‘

‚Nicht geradezu, aber Du selbst bliebest zu Hause und machtest mir im Herzen stille Vorwürfe.‘

‚Der Platz einer guten Mutter ist bei ihrem Kinde, nicht in rauschenden Gesellschaften; übrigens trieb Dich meine Zurückgezogenheit doch nicht nach England, zwang Dich nicht zum Verkaufe meiner Besitzungen.‘

‚Gerade um diese Zeit machte mir ein Londoner

Freund Mittheilung, daß es nun Zeit zum Losschlagen sei; ich hätte Dich allerdings benachrichtigen sollen, aber ich war etwas pickirt und dann, Du weißt ja, wie das geht!'

‚Ich muß Dir gestehen, Julius, daß mir Vieles ganz unklar ist. Erlaube mir, daß ich Dir mein Erstaunen über Deine Handlungsweise nicht vorenthalte. Du behauptest, es sei Zeit zum Losschlagen gewesen und meine hiesigen Bekannten behaupten das gerade Gegentheil; sie sagen, daß wir in einigen Jahren den zehnfachen Betrag gezogen haben würden. Du schreibst mir ferner, der Erlös liege in der königlichen Bank, und doch hast Du nichts hineingelegt, sondern auch noch mein Guthaben herausgezogen, ja Du hast noch obendrein Schulden gemacht, wofür Du im Gefängnisse sitzest, und heute werden Deine Möbel gepfändet.'

Offenbar hatte er nicht erwartet, daß ich das Alles wisse, denn er wurde roth wie ein Krebs und wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich platzte er heraus: ‚Nun ja, ich würde Dir später Alles gesagt haben, aber gleich anfangs hatte ich nicht den Muth dazu. Meine amerikanischen Güter sind so günstig gelegen, daß meine dortigen Freunde mir anriethen, dieselben zu vergrößern. Das ist der Grund, warum ich hier verkaufte. Wir besitzen jetzt in Amerika einen Landcomplex, der manches deutsche Fürstenthum an Größe übertrifft. Alles Geld ist dahin gewandert, und ich gerieth für meine täglichen Ausgaben in Schulden.'

Zu jeder andern Zeit wäre es mir höchst unangenehm gewesen, ein so bedeutendes Baarvermögen in der neuen Welt angelegt zu haben, aber jetzt freute es mich, daß es nicht durchgebracht war, wie ich anfangs vermuthet hatte. Meine Ausdrucksweise wurde viel freundlicher und

als ich aufstand, mich zu empfehlen, war fast jeder Groll verschwunden.

‚Wie?‘ rief er, ‚Du wirst doch nicht weggehen und mich in diesem Loche zurücklassen?‘

‚Das läßt sich nicht anders machen,‘ gab ich zur Antwort; ‚meine Baarschaft ist durch die Auslösung Deiner Diener so sehr zusammengeschmolzen, daß ich neues Geld borgen muß, um Dich zu befreien.‘

Vom Gefängnisse begab ich mich wieder zu meinem Bankier und fragte ihn, ob er mir gegen einen Wechsel Geld geben würde.

‚So viel Sie wollen,‘ gab er zur Antwort, ‚denn ich weiß, daß ich bei Ihnen nichts verliere; aber wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rath geben darf, so ist es der, halten Sie Ihrem Gemahl die Hände rein von Geld, denn er hat fürstliche Anlagen zum Durchmachen. Wer in einem halben Jahre ein so bedeutendes Vermögen klein bekommt, dem muß man alle Befugnisse zum selbständigen Handeln entziehen.‘

‚Aber, Mr. Hutchin, Julius hat das Geld nicht durchgebracht, sondern in Amerika Güter dafür angekauft.‘

Der Bankier lachte laut auf und sprach: ‚Es ist vielleicht grausam, daß ich Ihnen die Illusion zerstöre, aber lassen Sie sich's gesagt sein, er hat das Vermögen durchgebracht. Es ist freilich nicht recht zu begreifen, wie das möglich gewesen, aber es ist so. Keine Scholle Grund hat er in Amerika gekauft; es wäre auch gar zu dumm, eine solche Spekulation zu machen. Uebrigens hat das auf unser Geschäft keinen Einfluß. Wie viel wollen Sie haben?‘

Ich ließ mir ein Wechselformular geben, füllte die Summe aus und nahm das Geld in Empfang. Vom

Bankhause fuhr ich zu meiner Freundin. Sie war hocherfreut, mich zu sehen und wußte kaum, was sie mir Alles anthun sollte, aber mir lag vor allen Dingen daran, die Wahrheit über meinen Mann zu hören und ich stellte deßhalb meine Fragen.

Sie wurde sehr verlegen, hielt es aber doch für ihre Pflicht, mir die Wahrheit zu sagen. ‚Er hat Alles mit Wetten, Spielen, Gelagen und sonstigen Verschwendungen durchgebracht,‘ sagte sie, ‚und ich halte es für ein Gebot der Pflicht, daß Du ihn mit nach Deutschland nimmst und ihn zu einem stillen Philister erziehst. In die Welt taugt er nicht; er würde Dich in wenigen Jahren arm machen.‘

Der Verlust meines Geldes schmerzte mich natürlich, aber viel weher that es mir, daß Julius die Unwahrheit gesprochen; ich vermochte es deßhalb nicht über mich, ihn noch einmal im Gefängnisse zu besuchen. Nachdem ich seine Schulden bezahlt hatte, ließ ich die gepfändeten und nun freigegebenen Möbel, die noch sämmtlich neu waren, zu einem Händler bringen und taxiren. Da sich bedeutende Kunstwerke darunter befanden, so kam eine ansehnliche Summe heraus und ich ermächtigte den Händler, sie zu diesem Preise zu verkaufen. Meinem Mann bezeichnete ich einen Gasthof, wo wir uns treffen könnten.

Er kam und schien bereits Alles vergessen zu haben, denn er geberdete sich wie ein muthwilliger Knabe, welcher den Schmetterlingen nachläuft oder Allotrias aller Art macht.

‚Julius,‘ sagte ich, ‚die Liebe zu Deiner Frau muß sehr gering sein, denn Du scheust Dich nicht, ihr Vermögen zu verschwenden, sie zu belügen und dann noch in ihrer Gegenwart so aufgeräumt, wie ein Harlekin zu sein Ich habe mich genau erkundigt und weiß, daß die amerika-

nischen Grundstücke ein Märchen sind. Ich begreife in der That Deine Thorheit nicht, mich so für eine Närrin halten zu wollen, denn einmal mußte die Unwahrheit ja doch an den Tag kommen.'

,Du wirst nicht nachhalten, sondern verzeihen,' sagte er in einem Tone, welcher halb und halb wie Reue klang. ,Das Geschäft in Amerika war wirklich eingeleitet und ich hatte die feste Absicht, dort im Anschlusse an meine schönen Güter bedeutendes Grundeigenthum zu erwerben, ja der Kauf war sozusagen abgeschlossen, als ich hier in die unrechten Hände gerieth und schrecklich gerupft wurde. Erlasse mir das Bekenntniß im Einzelnen, liebe Martina, laß Dir an meiner Abbitte und dem Versprechen der Besserung genügen.'

Schon diese wenigen Worte reichten hin, mein Herz wieder milde zu stimmen. ,Julius,' sagte ich, ,Du hast mich schwer gekränkt, und nicht jede Frau würde so leicht verzeihen, aber wenn es Dein Ernst ist, Dich zu bessern, dann will ich Alles vergessen. Wir haben unser Vermögen in Deutschland noch; es reicht mehr als hin, uns standesgemäß zu ernähren und wir können noch recht frohe Tage erleben, wenn Du Dich an das Haus und meine Gesellschaft gewöhnst und den ernsten Willen hast, unserem Glücke nichts in den Weg zu legen.'

,O, Du braves, edles Weib,' rief er, indem er auf die Kniee stürzte und mich umfaßte, ,im Angesichte Gottes verspreche ich Dir mit einem heiligen Eide, Dir keinen Kummer mehr zu machen. Künftig will ich ein stilles, eingezogenes Leben führen und nicht mehr von Deiner Seite weichen.'

Es war nur ein Versprechen, aber was konnte ich Anderes verlangen und was hatte er Anderes zu geben!

Wenn ich jetzt zu strenge gegen ihn war, so konnte ich ja noch viel mehr verderben. ‚Zu straff gespannt, zerspringt der Bogen,‘ dachte ich; ‚als Gattin habe ich die Pflicht, ihn vom Boden aufzuheben und ihn liebevoll einem geregelten Leben zuzuführen. Vielleicht gelingt es mir, ihn über die gewöhnliche Sphäre der Menschen zu erheben und ihn für Mit- und Nachwelt nützlich zu machen. Haben wir nicht viele Beispiele, daß böse Menschen sich neuen, ja den herrlichsten Bahnen zuwandten? War nicht der Apostel Paulus ein Christenverfolger und der heilige Augustin ein Zweifler am Evangelium?‘

Diese Gedanken gingen mir durch den Sinn und ich war entschlossen, ihnen zu folgen. ‚Steh' auf,‘ sagte ich, ‚Alles sei vergessen und vergeben! Morgen reisen wir nach Deutschland und fangen ein neues Leben an.‘

Ich glaubte fest, es würde sich Alles zum Guten wenden, warf meinen Kummer über Bord und war fröhlich und guter Dinge.

Wie ausnehmend glücklich war ich, als ich meinen kleinen Titus gesund auf dem Schooße der Amme wieder fand. Auch mein Mann freute sich des Kindes und schien sein ganzes Glück im Hause zu finden. Ich hatte die Absicht gehabt, ihm die Vollmacht wieder abzunehmen, und sprach einigemal davon, daß dieses Papier ihn in einer bösen Stunde wieder von der Bahn des Guten ablenken könne.

‚Ein Papier soll keinen Unfrieden zwischen uns stiften,‘ sagte er, nahm dasselbe aus der Tasche, riß es in Stücke und warf sie in's Feuer. ‚Brenne zu Asche,‘ sagte er; ‚nun wirst Du kein Mißtrauen mehr hegen.‘

Fast bereute ich, ihm die Rückgabe angesonnen zu haben, denn er war einige Tage recht barsch gegen mich.

Eines Tages stellte er mir die Nothwendigkeit vor, von Zeit zu Zeit eine Revision unserer Wälder und Felder vorzunehmen, denn auf Förster und Feldhüter könne man sich niemals verlassen, sondern müsse selbst fleißig nachsehen.

Das fand ich in der Ordnung, und wir setzten zwei Tage in der Woche fest, an welchen er sich der Verwaltung widmen sollte. Früh morgens ritt er aus und meistens kam er erst spät in der Nacht zurück. Häufig war er dann sehr aufgeregt und hatte für meine Freundlichkeiten keinen Sinn.

‚Laß lieber den Förstern die Verwaltung,‘ sagte ich, ‚denn Du kommst jedesmal sehr unwirsch nach Hause, und Dein Verdruß hält dann auch die folgenden Tage noch an.‘

Er schüttelte mit dem Kopfe. ‚Man muß selbst nachsehen,‘ sprach er, ‚sonst geht Alles schief.‘

Wie groß sein Verdruß bei der Beaufsichtigung der Felder und Wälder auch zu sein schien, er konnte die bestimmten Tage kaum erwarten, und oft ritt er so früh weg, daß er nicht einmal von mir und dem Kinde Abschied nehmen konnte.

Eines Tages sagte er mir: ‚Heute war ich bei dem alten Heidmar, und ich muß noch ein paar Tage außer der Reihe hingehen, denn ein kahler Berg muß mit jungen Tannen bepflanzt werden, und da möchte ich doch dabei sein.‘

Früh ritt er weg, und wie er sagte, zu dem alten Heidmar.

Ich war deßhalb nicht wenig verwundert, als gegen Mittag der Förster selbst kam und nach Julius fragte.

‚Ich denke, er ist bei Ihnen.‘

Der alte Mann lächelte und sprach: ‚Bei mir.

Herr Besney verläuft sich nicht in den Wald. Ja, als Ihr seliger Vater noch lebte, da hatte ich oft das Vergnügen, aber die jungen Herren kommen nur zum Jagen in den Wald.'

,Sollte nicht ein kahler Berg mit jungen Tannen bepflanzt werden, und war mein Mann nicht gestern deßhalb bei Ihnen?'

,Wir haben keinen kahlen Berg, Frau Besney,' antwortete der Förster lächelnd; ,der alte Heidmar leidet keine kahlen Stellen in seinem Revier.'

,Wann ist denn mein Mann zuletzt bei Ihnen gewesen?'

,Hm, hm, eine curiose Frage, er muß noch das erstemal kommen. Wenn er bei mir gewesen wäre, brauchte ich ja nicht zu ihm zu kommen. Der letzte Windsturm hat viele Bäume entwurzelt. Sie liegen wie Leichen umher und ich muß wissen, ob sie auf dem Stamme verkauft oder zu Brettern geschnitten werden sollen.'

,Ich kann Ihnen wirklich nichts darüber sagen, Heidmar,' entgegnete ich, ,aber sobald mein Mann zurückkehrt, will ich mit ihm davon sprechen.'

Als der Förster fort war, liefen mir dicke Thränen über die Wangen, denn zu meinem Leidwesen mußte ich erfahren, daß er mir abermals die Wahrheit verhehlte. Wo mochte er nun weilen und womit seine Zeit verbringen? Ich fühlte mich untröstlich, war sehr unglücklich.

Der Abend kam, und ich ging an die Thüre, um nach ihm zu sehen; aber die lange Straße hinab war nichts von ihm zu bemerken. Da trat das Stubenmädchen ein, legte eine Brieftasche auf den Tisch und sagte, sie sei aus des Herrn Rock gefallen. Ich öffnete sie und war einer Ohnmacht nahe, denn ich fand in

derselben die Vollmacht, die er angeblich verbrannt hatte.

‚Gott, mein Gott,‘ seufzte ich, ‚er hat mich also abermal getäuscht! Wo soll da die Liebe und das Vertrauen herkommen?‘

Es blieb mir aber nicht lange Zeit, über mein Unglück nachzudenken, denn schon meldete sich ein neues. Heftig wurde an der Schelle gerissen. ‚Ein Expreßbrief,‘ sagte der Eintretende, ‚Madame möchte ihn sogleich lesen.‘

Es dunkelte mir vor den Augen, als das Mädchen den Brief brachte. Hastig erbrach ich das Schreiben; es enthielt nur die wenigen Worte: ‚Frau Besney wird dringend ersucht, sogleich nach U. zu kommen, da Ihr Mann verwundet worden. Dr. Elsner.‘

Tausend Vermuthungen schwebten mir vor; ich dachte an dieses und jenes Unglück und zuletzt schien es mir wahrscheinlich, daß Julius todt sei. Auf meinen Befehl hatte der Kutscher die Pferde vor den Wagen gespannt und in kurzer Zeit war ich auf dem Wege nach U., wo ich halb todt vor Schrecken und Aufregung ankam. In der goldenen Traube fuhren wir vor und Dr. Elsner kam mir entgegen.

‚Um Gotteswillen, was ist geschehen?‘ fragte ich.

‚Ihr Mann hat im Streite einen Messerstich erhalten,‘ gab er zur Antwort, ‚aber die Wunde ist, Gott sei Dank, nicht so gefährlich, wie ich im ersten Augenblicke geglaubt habe. Dennoch ist es gut, daß Sie hier sind und den Wagen mitgebracht haben. Heute kann er noch ohne Nachtheil transportirt werden.‘

Am Arme des Arztes schwankte ich die Treppe hinauf in ein großes Gemach, wo augenscheinlich ein wüstes Trinkgelage stattgefunden hatte, denn auf den Tischen

standen eine Menge halbgeleerter Flaschen. Einzelne Kartenblätter waren über Tisch und Boden gestreut und auf einem schnell errichteten Ruhebette lag Julius mit geschlossenen Augen. Die Leintücher waren nur bis unter die Brust aufgelegt und mit Streifen von Blut befleckt. Ich bin nicht im Stande, das Gefühl zu schildern, welches mich bei diesem Anblicke überfiel. Mitleid, Angst, Abscheu, Verachtung — von jedem befand sich ein Theil darin, aber es wäre schwer zu sagen, was vorwog.

‚Wo hat er die Wunde?‘ fragte ich den Arzt.

‚Sie ist unter dem Herzen durchgegangen,‘ antwortete derselbe, ‚und es fehlte nur ein Zoll, so wäre er jetzt eine Leiche. Wir können Gott nicht genug für den glücklichen Ausgang danken.‘

‚Wissen Sie, wie er zu der Wunde gekommen?‘

‚Wie man mir sagt, ist es im Spiel geschehen. Die Gutsbesitzer haben hier zweimal die Woche ihren Kartenclub und spielen um unverzeihlich hohe Summen. Herr Besney hat häufig Unglück gehabt und viel Geld verloren; um sich wieder herauszureißen, soll er seine Zuflucht zu falschem Spiele genommen haben und mit einem Mitspielenden in Streit gerathen sein. Das ist Alles, was ich weiß.‘

Es war mehr, als mir zu hören lieb war, und ich zürnte dem Arzte fast, als dieser hinzufügte: ‚Frau Besney, es wird nöthig sein, daß Sie Ihren Mann genauer überwachen.‘ That ich denn nicht Alles, was in meiner Macht stand? Verzichtete ich nicht auf alle Freuden, um ihm ein gutes Beispiel zu geben?

Meinen Unmuth niederkämpfend, fragte ich: ‚Würden Sie nicht die Freundlichkeit haben, uns zu begleiten

und bei uns zu bleiben, bis die größte Gefahr vorbei ist?'

,Ich halte das sogar für nöthig,' antwortete er und half den Knechten, den Verwundeten hinabzutragen und im Wagen unterzubringen. Ich fand noch neben ihm Platz, und der Arzt setzte sich auf den Bock.

Auf dem Wege fielen mir die Warnungen meiner Mutter und meiner Tante ein, und zum erstenmale, seit ich verheirathet war, bereute ich, ihren Rathschlägen nicht gefolgt zu sein."

Sie wollte noch weiter erzählen, aber die Erinnerung an jene Stunde war zu schmerzlich; Thränen erstickten ihre Stimme, und, das Spinnrad bei Seite setzend, begann sie sich zu entkleiden und ging zu Bette. Gudula versuchte es nicht, sie ihrer Stimmung zu entreißen, denn sie wußte aus Erfahrung, daß man stets am besten that, solche Anfälle schweigend vorübergehen zu lassen. Ihr Blick schweifte zu dem Kruzifixe und sie sprach ein stilles Gebet zu demjenigen, der alle Sünden der Welt ohne eigene Schuld auf sich genommen.

Martina seufzte von Zeit zu Zeit und es dauerte lange, ehe sie einschlief. Als Gudula ihre gleichmäßigen Athemzüge hörte, entkleidete sie sich ebenfalls und legte sich zu Bette, aber recht schmal vorn an den Rand, um die Unglückliche nicht zu berühren und dadurch zu wecken.

Die Erzählung ihrer Stubengenossin hatte sie noch weicher gestimmt, als sie von Natur war; ihre Gedanken beschäftigten sich lange mit Martina's Leiden, dann streiften sie aber auch hinüber in ihre eigene Vergangenheit und es eröffnete sich vor ihrem Geiste ein weites Feld, auf dem zwischen den spärlichen Blumen der Freude auch manche Passionsblume stand. „Fort, fort, ihr

Gedanken," flüsterte sie. „Vergessen ist das Beste, was eine alte Frau thun kann."

Sie faltete die Hände und betete, bis der Schlaf ihre Lippen schloß. Es wurde sehr stille im Gemach; nur die leisen Athemzüge der Schlafenden und das Ticken der Schwarzwälderin hörte man noch. Später fügte der Holzwurm, die sogenannte Todtenuhr, ihr einförmiges Klopfen dazu und so schwand die Nacht dahin.

III.

Die beiden Matronen saßen den Tag über am Spinnrade und drehten fleißig das Fädchen; Martina aber war sehr schweigsam und nachdenklich; erst nach dem Abendessen empfand sie das Bedürfniß, weiter zu reden:

„Ach," sagte sie, „die Erinnerung an jene Zeit ist mir um deßhalb so bitter, weil sich damals zuerst das Herz von meinem Gatten abwendete. Es ist ein unbeschreiblich schmerzliches und unangenehmes Gefühl, sich von einem Manne abwenden zu müssen, den man recht innig und herzlich geliebt hat.

Am Bettchen meines kleinen Titus weinte ich die heißesten Thränen und war kaum zu bewegen, an das Bett meines Gatten zu kommen. Der Arzt sagte mir, die Wunde sei zwar nicht tödtlich, aber die Genesung werde sich verzögern, weil der Körper zu sehr von geistigen Getränken durchdrungen sei. In der ersten Zeit war das Wundfieber sehr stark und sein Mund verrieth mir, daß er, statt der Verwaltung obzuliegen, sich mit liederlichen Cumpanen umhergetrieben und mein Geld verschleudert habe; aber erst nach und nach bekam ich volle Klarheit über sein Treiben.

Eines Tages wurde ich in das Anspruchszimmer

gerufen, wo ein Unbekannter meiner harrte. ‚Frau Besney,‘ redete er mich an, ‚Sie wissen, daß die Zinsen alle drei Monate pünktlich gezahlt werden müssen. Ich kann von dieser Bedingung nicht abgehen, denn es ist so meine alte Gewohnheit und in dem Acte ist es außerdem noch besonders stipulirt.‘

‚Zinsen?‘ fragte ich erstaunt. ‚Ich weiß nichts von Zinsen, und ich habe niemals ein Kapital aufgenommen.‘

‚Sie selbst allerdings nicht, aber Ihr Mann, und er war zu dieser Handlung durch eine Vollmacht von Ihnen autorisirt.‘

‚Mein Gott,‘ flüsterte ich, ‚er hat es ohne mein Wissen gethan. Wie hoch beläuft sich die Schuld?‘

‚Der fällige Posten ist nicht sehr bedeutend, aber meine sämmtlichen, auf Ihr Eigenthum eingetragenen Forderungen belaufen sich auf hunderttausend Thaler.‘

‚Das ist ja fast die Hälfte meines Vermögens,‘ rief ich.

‚Kann ich die Zinsen mitnehmen?‘ fragte der Gläubiger.

‚Nein,‘ gab ich zur Antwort, ‚ich muß erst wissen, wie Alles zusammenhängt, und jetzt kann ich meinen Mann nicht fragen, denn er ist schwer krank.‘

‚Wie Sie wollen, Madame, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich genöthigt bin, Zwangsmaßregeln zu ergreifen, denn wie ich höre, bestehen der Hypothekenforderungen noch mehr, und ich will mich bei Zeiten sichern.‘

Zornerfüllt eilte ich in das Krankenzimmer, um meinen Mann zur Rede zu stellen. Der Arzt war gerade da. ‚Sie sind in einer traurigen Lage,‘ sagte er, ‚aber ich darf Ihnen nicht erlauben, jetzt mit ihm zu sprechen; denn der Ausgang könnte ein tödtlicher sein.‘

Meine Unruhe steigerte sich fast zum Wahnsinne und ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Da kam ein Schreiben von meinem Advokaten, worin er mich aufforderte, ihm möglichst bald einen Besuch zu machen, da er Sachen von Wichtigkeit mit mir zu sprechen habe.

Sogleich ließ ich anspannen und fuhr hin. Er empfing mich mit einem ernsten, fast traurigen Gesichte. ‚Werthe Frau Besney,‘ sprach er, ‚ich habe es für meine Pflicht gehalten, Sie auf kommende Ereignisse vorzubereiten. Besney hat hinter Ihrem Rücken Schulden gemacht, und Sie sind leider verpflichtet, dieselben zu bezahlen, denn die Vollmacht hat volle Gültigkeit. Hätten Sie mich um Rath gefragt, so würden Sie ihm dieselbe niemals gegeben haben.‘

‚Das ist nun zu spät,‘ entgegnete ich mit zitternder Stimme; ‚es ist jetzt am besten, wenn ich gleich den ganzen Umfang meiner Verluste kennen lerne.‘

‚So habe ich auch gedacht, Frau Besney, und mir deßhalb alle Documente verschafft, die uns Klarheit geben können; sie liegen hier vor und sind zu Ihrer Einsicht bereit.‘

‚Tragen Sie mir dieselben vor; ich verstehe mich nicht darauf.‘

‚Machen Sie sich auf das Aeußerste gefaßt, Madame; Ihr Gatte hat sämmtliche Kapitalien eingezogen und Ihr Immobiliarvermögen so sehr mit Hypotheken beschwert, daß Sie keinen Pfennig mehr im Vermögen haben. Wenn Ihre Gläubiger Ernst machen, so behalten Sie keinen Ziegel auf dem Dache.‘

‚Mein Gott,‘ Herr Doctor, stöhnte ich, ‚warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?‘

‚Weil ich's nicht gewußt habe, Frau Besney. Mit der Krankheit ist Alles an den Tag gekommen; die halbe

Stadt spricht nur von ihm, seinen verschwenderischen Festen und fürstlichen Schulden.'

,Wie ist es aber möglich gewesen, daß er in so kurzer Zeit Alles durchgebracht hat?'

,O, Madame, wenn Sie wüßten, wie hoch seine Wetten und Spieleinsätze gingen, so würden Sie sich nicht mehr wundern. Das Erste, was Sie jetzt thun müssen, besteht in der Vernichtung der Vollmacht, damit wenigstens die englischen Güter gerettet werden. Die amerikanischen, von denen er viel spricht, lassen sich vielleicht so rentbar machen, daß Sie den Verlust der europäischen verschmerzen können.'

Wie es mit den englischen Gütern aussah, brauche ich nicht mehr zu sagen, und von den amerikanischen hatte ich keinen Begriff, zählte aber wenig darauf.

Fast vernichtet kehrte ich nach Hause zurück und nahm mir fest vor, mit meinem Manne zu reden, aber sein Zustand erlaubte es noch nicht.

Während ich in tiefer Niedergeschlagenheit in meinem Zimmer saß und den kleinen Titus kaum eines Blickes würdigte, trat ein altes Judenweibchen, die Frau eines Lotteriecollecteurs, in die Stube. ,Madame,' sagte sie, ,kaufen Sie mir ein Loos ab; es ist das letzte, welches ich besitze, und gewiß steckt Glück darin.'

Ich schüttelte mit dem Kopfe, denn ich hatte niemals gespielt und hielt es für ein Unrecht, es jetzt zu thun, wo ich jeden Augenblick meiner Habe verlustig gehen konnte.

,Sie sollten es nehmen, Madame,' drang die Jüdin in mich, ,denn Sie thun ein gutes Werk damit.'

,Wie so?' fragte ich.

,Ich will es Ihnen sagen. Mein Mann hat dieses

Loos seit dreißig Jahren für eigene Rechnung gespielt und ist immer des festen Glaubens gewesen, es werde ein Tag kommen, wo er mit diesem Loose eine große Summe gewinnen werde. Er kann jetzt aber nicht weiter spielen, denn unsere Vermögensverhältnisse haben sich sehr verschlechtert und wir sind nicht im Stande, das Geld zusammenzubringen. Wir haben das Loos aber auf feste Rechnung und kommen in große Ungelegenheiten, wenn wir es behalten müssen. Stoßen Sie das Werk der Barmherzigkeit nicht von der Hand, es wird Ihnen sicher Segen bringen.'

An den Segen glaubte ich nicht, aber ich war von jeher an das Wohlthun gewöhnt gewesen, und nun fiel es mir schwer, die arme Frau fortzuschicken.

,Ach, Madame,' sagte sie, ,wenn Sie wüßten, wie viel ich schon gelitten habe, Sie würden mir sicher das Loos abnehmen.'

Was sollte ich thun? Die arme Frau dauerte mich, aber ich durfte in meinen jetzigen Verhältnissen auch keine unnöthigen Auslagen machen. Allerlei Gedanken gingen mir durch den Kopf und ich erinnerte mich, einmal von einer andern armen Frau folgende Verse von Tiedge gehört zu haben:

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt?
Es ist ein Herz mit seinen Wunden
Mehr werth, als ein's, das niemals litt.

Diese Verse waren schuld daran, daß ich der Frau das Loos abkaufte, denn es lag etwas von meinem eigenen Schicksale darin.

Die Jüdin dankte mir mit einer wirklichen Inbrunst

und sprach: ‚Madame, es ist ein ganzes Loos und Sie können hundertfünfzigtausend Thaler darauf gewinnen. Verwahren Sie es nur gut, und Sie werden Ihr Glück damit machen.‘

Solche Hoffnungen hegte ich zwar nicht, aber ich steckte es dennoch in einen besondern Schluß meines Geldtäschchens.

Als sich das Wundfieber meines Mannes verzog, wollte ich die erste Gelegenheit wahrnehmen, um mit ihm über unsere Verhältnisse zu sprechen, aber eine solche Unterredung war ihm wahrscheinlich selbst grauenhaft, denn so oft ich an sein Lager kam, gab er sich den Anschein, als ob er schlafe. Ewig konnte das aber nicht fortgehen. Fast täglich liefen Mahnbriefe ein, auch kamen Gläubiger persönlich und drohten mit Execution. Einer derselben wurde so grob, daß mir die Thränen in die Augen kamen. Da konnte ich nicht länger warten. Aufgeregt und erzürnt trat ich in das Schlafgemach, rüttelte ihn an der Schulter und forderte Rechenschaft von ihm. Es entflammte meinen Zorn noch mehr, daß er sich den Anschein gab, als verstehe er mich nicht.

‚Die Verstellung muß nun ein Ende haben,‘ sagte ich mit großer Entschiedenheit. ‚Strenge Gläubiger lassen sich mit solchen Listen nicht abspeisen; sie wollen Geld haben. Bekenne jetzt ohne Umschweife und Beschönigungen, was Du an den Tagen, wo Du vorgeblich der Verwaltung oblagst, begonnen?‘

‚Die unglückselige Neigung zum Spielen —‘ weiter kam er nicht.

‚Julius,‘ nahm ich das Wort, ‚es ist ein Unglück für uns Beide, daß Du nicht aufrichtig bist. Vom ersten Tage unserer Ehe bis heute hast Du mir stets Deine

Handlungen verheimlicht und mein Vertrauen mißbraucht. In London verthatest Du ein Vermögen, welches in dieser Größe nur Wenigen zu Theil wird. Ich fügte mich darein, und es war verziehen; nur Besserung forderte ich von Dir. Was thatest Du? Um mich sicher zu machen, zerrissest Du einen Wisch Papier und machtest mich glauben, es sei meine Vollmacht. Die Vollmacht aber selbst hieltest Du in Händen, zogst meine Kapitalien ein, nahmst neue auf und stürztest uns so sehr in Schulden, daß wir heute nichts mehr besitzen.'

‚So schlimm ist es noch nicht,' stotterte er.

‚Ganz so schlimm und um kein Haar anders. Mein Advokat hat es mir mit Zahlen bewiesen, daß kein Nagel an der Wand mehr uns gehört. Nun möchte ich doch wissen, und ich habe ein Recht, darnach zu fragen, wie Du es angefangen hast, so viel Geld durchzubringen?'

‚Ich habe es im Spielen verloren,' antwortete er, weiter war nichts aus ihm herauszubringen. Mein Herz wandte sich immer mehr von ihm ab, und es wäre eine Gnade von Gott gewesen, wenn ich damals meinen kleinen Titus genommen hätte und von ihm hinweggegangen wäre. Noch hatte ich reiche und wohlwollende Verwandte, die sich meiner angenommen hätten; aber im Rathschlusse Gottes mußte es wohl bestimmt sein, daß ich den Becher der Wermuth bis auf den Boden leeren sollte.

Mit heuchlerischer Miene fiel er vor mir auf die Kniee, erflehte meine Verzeihung und versprach Besserung. Kaum glaubte ich daran, aber es schien mir eine heilige Pflicht, das Beste zu versuchen.

‚Wovon aber sollen wir in der Zukunft leben?' fragte ich. ‚Was kannst Du thun, um Deine Frau und Dein Kind zu ernähren?'

‚Wir gehen nach Amerika auf meine Güter,‘ sagte er. ‚Sie sind so bedeutend, daß wir nicht allein ohne Sorgen leben, sondern auch den Schaden, welchen wir durch meine Schuld erlitten haben, wieder einholen können. Das Leben ist freilich ohne Abwechslung; der nächste Nachbar ist fünfundzwanzig Meilen von uns entfernt und wir sind auf uns und unsere Knechte beschränkt. Wird Dir das genügen?‘

‚Julius,‘ gab ich ihm zur Antwort, ‚meine ganze Vergangenheit war auf eine solche Zukunft nicht zugeschnitten, aber ich will gerne entbehren und in der Erziehung meines Kindes das ganze Glück suchen. Wenn Du nur endlich umkehrst, dann will ich zufrieden sein.‘

‚So wahr die Sterne am Himmel stehen,‘ rief er leidenschaftlich, ‚Du sollst nicht mehr über mich klagen. Unsere Zukunft wird eine ungetrübte sein, und, wie ich schon gesagt habe, ich mache mich stark, unsere Verluste wieder einzubringen.‘

‚Gut,‘ antwortete ich, ‚ich will Dir noch einmal vertrauen, aber es wird lange dauern, bis ich es von ganzem Herzen und ohne jede Bangigkeit thun kann. Sage mir nun, wie viel Geld wir brauchen, um auf Deine Güter zu gelangen!‘

Er nannte eine Summe, die mir hoch dünkte, aber ich machte mich anheischig, sie herbeizuschaffen.

‚Haben wir noch Geld,‘ fragte er überrascht.

‚Kaum so viel, um den Haushalt noch acht Tage aufrecht zu erhalten, aber ich hoffe, daß meine Verwandten etwas für mich thun werden.‘

‚Eile, eile, mache Dich sogleich auf den Weg und hole Geld,‘ rief er. Geld! Das war überhaupt ein Wort, welches ihn in Begeisterung versetzte, und doch konnte er dasselbe nicht bewahren.

Schon am folgenden Tage begab ich mich zu meinen Verwandten; sie empfingen mich mit Liebe und Freundlichkeit und waren auch bereit, mich mit Geld zu unterstützen, aber sie knüpften die Bedingung daran, daß ich mit meinem Manne für immer breche und zu ihnen übersiedele.

Ich muß gestehen, daß die Worte verführerisch in meine Ohren klangen, und daß ich nahe daran war, zuzuschlagen, aber ich hatte meinem Manne zugesagt, mit ihm nach Amerika zu gehen und ich wollte diesem Versprechen nicht untreu werden. Da erklärten sie rundweg, daß sie in diesem Falle nicht das Geringste geben würden, denn so lange ich mit Besney zusammensei, gebe es keine Hülfe für mich.

Eine Hoffnung hatte ich noch. Auf dem Waldschlosse Morheim wohnte mein Vetter Theodor, der von meiner Mutter zu meinem Gemahl ausersehen gewesen war. Hätte ich ihn genommen, so wäre ich eine glückliche Frau geworden, aber daran durfte ich jetzt nicht denken; ich mußte zufrieden sein, daß er mir keinen Groll nachtrug.

Etwas befangen kam ich auf seinem Schlosse an, aber ich faßte mir ein Herz und erzählte ihm Alles, ohne meinen Mann zu sehr bloß zu stellen.

Theodor ging sehr schonend und rücksichtsvoll mit mir zu Werke. ‚Liebe Nichte,‘ sagte er, ‚Dein Mißgeschick ist mir schon zu Ohren gekommen; es thut mir recht leid, daß Du darunter leidest und ich habe den aufrichtigen Wunsch, daß Deine Hoffnungen auf Amerika im reichsten Maße in Erfüllung gehen. Geld steht Dir zu Gebote; nenne nur die Summe!‘

Ich hätte viel haben können, aber es wäre mir nicht möglich gewesen, unbescheiden zu sein; auch hatte ich die

feste Absicht, Alles wieder zu geben, und ich wollte mir die Rückgabe nicht erschweren.

Von meinem Vetter begab ich mich zu meinem Advokaten. Ich mußte warten, denn es waren noch Clienten bei ihm. Der Boden brannte mir unter den Füßen, denn es wurde mir jetzt zu lang, bis ich meiner Vaterstadt den Rücken wenden konnte.

Der Advokat hörte mich geduldig an und gab mir Recht, daß ich nicht Zeuge meiner Schmach sein wollte. ‚Wenn Besney noch Güter in Amerika hat,‘ sagte er, ‚dann steht die Sache so schlimm nicht. Ich hoffe, er hat sich hier die Hörner abgelaufen und wird dort fleißig arbeiten und das Verlorene wieder einholen. Ihren Vortheil werde ich gewissenhaft wahren und Ihnen zur Zeit Rechnung legen, aber ich glaube nicht, daß ein Thaler für Sie herauskommt. Hätten Sie die Vollmacht ihm nicht gegeben, dann stünde die Sache für Sie allerdings viel günstiger, doch das ist ein Fehler, der nicht wieder gut gemacht werden kann.‘

Als ich in mein Haus zurückkehrte, fragte mein Mann hastig, ob ich viel Geld mitbringe. ‚Viel nicht,‘ gab ich zur Antwort, ‚aber genug, um nach Amerika zu kommen und dort für die erste Zeit ohne Sorgen zu leben. Mehr wollen wir ja auch nicht; das Uebrige wird die Arbeit geben.‘

‚Wann reisen wir?‘ fragte er.

‚Bald, sehr bald, denn ich fürchte, der Aufenthalt wird hier in den nächsten Tagen schon sehr unangenehm.‘

Ich ging nun mit mir selbst zu Rathe, welche Gegenstände ich ein Recht habe, mitzunehmen. Mein Advokat hatte mir die Höhe sämmtlicher Forderungen genannt, und es schien mir selbst, daß beim Verkaufe kaum so viel

herauskommen würde; also durfte ich nichts mitnehmen; nur wenn beim Verkaufe ein Ueberschuß herauskam, fiel mir dieser zu. Ich glaubte indessen doch die nothwendigsten Kleider für mich, meinen Mann und mein Kind mitnehmen zu dürfen. Den Advokaten hatte ich beauftragt, das Dienstpersonal zu entlassen und demselben den rückständigen Lohn zu zahlen; nur Benedicta, die Amme, entließ ich selbst und sagte ihr den wahren Grund. Sie war meinem Titus wie eine Mutter gewesen, und ich hätte es nicht über mich gebracht, wegzugehen, ohne Abschied von ihr zu nehmen.

Am folgenden Morgen begaben wir uns zur Bahn; Benedicta trug das Kind; ich und mein Gatte gingen hinter ihr her. Er forderte mir meine Geldtasche ab, um das Billet nach Bremen zu lösen, aber ich schüttelte mit dem Kopfe und ging selbst an den Schalter; denn ich fürchtete, er könnte das Geld behalten und mich sitzen lassen. Du siehst also, meine liebe Gudula, daß von einem schönen, ehelichen Verhältnisse noch nicht die Rede war. Meinem Manne schien das gar nicht zu gefallen, denn er war sehr einsilbig, besonders als sich in Bremen, wo wir zu Schiffe gingen, die Scene wiederholte. Nachdem wir aber einige Tage auf dem Wasser geschwommen waren, wurde er wieder freundlicher, ja ich kann wohl sagen zärtlich, so daß ich die schönsten Hoffnungen schöpfte.

Bisher hatte er sich um Titus wenig bekümmert, jetzt aber spielte er beständig mit dem Kinde, trug es auf den Armen, sprang mit ihm auf dem Verdeck umher, sang ihm Lieder vor und wollte sich gar nicht mehr von ihm trennen.

Mein Mutterherz jubelte auf, ich vergaß seinen Leichtsinn und alle Kränkungen und meinte, in Amerika werde

mein Glück ganz neu erblühen und die ganze Vergangenheit durch die Freuden der Gegenwart verwischt werden. Die Ueberfahrt ging ohne jeden Unfall von Statten und wir kamen wohlbehalten in Newyork an. Julius brachte uns in einen Gasthof, wie er sagte, um einige Tage auszuruhen, bevor wir die Reise in das Innere antraten. Ich hätte lieber gleich die Eisenbahn genommen, aber er sagte mir, seine Güter lägen noch fünfhundert englische Meilen entfernt und wir hätten nach einer langen Bahnfahrt noch sehr beschwerliche Landwege zu machen.

Da ich begierig war, die Lage unseres neuen Wohnortes kennen zu lernen, so brachte er eine Karte und umfuhr seine Besitzungen mit Rothstift. Sie hatten eine bedeutende Ausdehnung und lagen außerordentlich günstig an einem Flusse.

‚Du wirst Dich dort sehr wohl befinden,‘ sagte er, ‚denn das Klima ist sehr angenehm und der Boden außerordentlich fruchtbar.‘

Nach einigen Tagen wollten wir zur Reise aufbrechen; da brachte er mir ein Zeitungsblatt und zeigte lächelnd mit dem Finger auf eine gedruckte Stelle. Da hieß es: ‚Auf den Plantagen des Mr. Besney sind Goldfelder von großer Reichhaltigkeit entdeckt worden. Der Besitzer weilt in Europa, aber seine Leute haben bereits einen Expressen an ihn abgeschickt. Es ist zu wünschen, daß er bald ankommt, denn schon macht man in der Nachbarschaft Miene, sich des Goldes zu bemächtigen.‘

‚Martina,‘ sagte er, ‚es thut mir leid, daß sich Dein Aufenthalt im Gasthofe nun verlängert, aber ich werde baldmöglichst zurück sein.‘

‚Ich werde Dich begleiten, Julius,‘ sagte ich.

‚Das ist vor der Hand nicht möglich,‘ gab er zur

Antwort; ‚Du glaubst nicht, was für ein Gesindel bei den Goldadern zusammenläuft. Damen dürfen sich dort gar nicht sehen lassen. Ich eile hin, stelle Arbeiter an, treffe Vorkehrungen, daß kein Unberechtigter gräbt und kehre dann zurück, um Dich und Titus zu holen; aber Du mußt mir viel Geld mitgeben, denn ich gedenke, alle Arbeiter, deren ich habhaft werden kann, bei den Minen anzustellen. Es wird sich ja lohnen, in einem halben Jahre sind die europäischen Verluste überwunden.'

In der Freude meines Herzens gab ich ihm die Hälfte meines Eigenthums, und er nahm sogleich Abschied. Mein Vertrauen in seine Besserung und die Freude über den neuen Besitz war so groß, daß ich an die Wiederkehr früherer Leiden gar nicht mehr dachte.

Eine Woche später erhielt ich einen Brief, worin er mir mittheilte, unser Reichthum trotze jeder Beschreibung, aber es sei unumgänglich nothwendig, mehr Leute anzustellen, um den Profit rasch einzuheimsen, denn schon zögen von allen Seiten Goldsucher heran. Abermals theilte ich meine Baarschaft und sandte ihm die Hälfte, bittend, er möge meine Herüberkunft möglichst beschleunigen. Jede Woche erhielt ich einen Brief von ihm, bald von diesem, bald von jenem Orte adressirt. Nach seinen Mittheilungen war unsere Ausbeute an Gold unbeschreiblich groß.

Meine Baarschaft ging unterdessen zu Ende, denn ich mußte am Schlusse jeder Woche meine Rechnung in Ordnung bringen. Die letzte Woche konnte ich nicht mehr bezahlen und mußte deßhalb vom Wirthe harte Worte hören.

‚Gedulden Sie sich noch acht Tage,' sagte ich, ‚ich werde meinem Manne schreiben.'

‚Hat Ihr Mann wirklich Geld?' fragte er in einem sonderbaren Tone.

Bisher hatte ich auf den ausdrücklichen Wunsch meines Gatten von den Goldfeldern geschwiegen. Jetzt aber hielt ich es für angemessen, ihm Enthüllungen zu machen. Er lächelte und entgegnete: ‚Liebe Frau Besney, auf einen solchen Schwindel kann ich mich nicht einlassen; bis die Goldbarren eintreffen, muß ich mich an Ihrer Garderobe schadlos halten. Am liebsten ist es mir aber, wenn Sie mit Ihrem Kinde ein anderes Hôtel aufsuchen.'

Ich war über eine solche Behandlung entrüstet und schrieb sofort an Julius, er möchte mir Geld schicken; zugleich suchte ich nach einem andern Hôtel, wurde aber überall mit Achselzucken abgewiesen. ‚Unbekannte Personen müßten überall eine Woche voraus bezahlen,' sagten sie. Da ich das nicht konnte, so kehrte ich wieder zu meinem alten Wirthe zurück und gab ihm meinen Schmuck. Lassen Sie denselben abschätzen, sagte ich, und halten Sie mich so lange hier, bis mein Mann Geld schickt oder bis die Summe erschöpft ist.

Damit war der Gastwirth zufrieden und ich wurde wieder ruhig. Von Julius bekam ich einen Brief, worin er schrieb: ‚Geld kann ich Dir jetzt nicht schicken; im Gegentheile muß ich desselben noch viel haben, um unsere Goldminen auszubeuten. Hoffentlich werde ich von einem Bekannten unterstützt, der im Süden wohnt, aber ich muß persönlich hinreisen und werde wohl drei Monate ausbleiben. Die ersten Goldbarren sind bereits auf dem Wege nach Europa und bei meiner Rückkehr werden die Summen dafür eintreffen.'

Der Wirth lachte über den Brief und machte mir solche Angst, daß ich sofort wieder an meinen Mann schrieb, aber ich bekam keine Antwort. Ebenso erging es mit allen andern Briefen. Unglücklicher Weise hatte ich

es versäumt, mir eine Person nennen zu lassen, von der ich nähere Auskunft über ihn erhalten könnte. Ich zeigte deßhalb dem Hôtelier die Adresse und fragte ihn, ob er in jener Gegend bekannt sei.

‚Aber, liebe Frau,' sagte er, ‚Sie scheinen mit den hiesigen Verhältnissen ja gänzlich unbekannt zu sein. Sie wähnen, Ihre Briefe machten einen Weg von fünfhundert Meilen und sie gehen nur auf das nächste Dörfchen. Sie werden sehen, Ihr Mann ist ein Schwindler, der Ihnen nur das Geld abgelockt hat. Heute Nachmittag geht mein Hôtelwagen nach jenem Dorfe; in einer halben Stunde sind Sie da.'

Mit bangem Herzen nahm ich das Anerbieten an und befand mich bald vor einem Häuschen, in welchem ich einen Arbeiter fand.

Wohnt hier Mister Besney? fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf und entgegnete: ‚Hier wohnt Niemand, als ich; es hat auch niemals ein Anderer hier gewohnt.'

Aber an diese Adresse habe ich Briefe geschrieben und von hier Antworten bekommen.

‚Nicht möglich, gute Frau! Ich sage Ihnen, das Haus gehört mir, und ich bewohnte es stets allein; aber ich habe von einem Mister Besney gehört, der fünfhundert Meilen von hier große Goldminen hat.'

Freudig zuckte ich auf und fragte, ob er jenen Ort kenne.

‚Nein,' gab er zur Antwort, ‚Amerika ist groß, und Sie können lange laufen, ehe Sie Auskunft erhalten.'

Betrübt kehrte ich in den Gasthof zurück und mußte die Sticheleien des Wirthes anhören. ‚Gute Frau,' sagte er zum Schlusse; ‚wenn Ihr arbeiten gelernt habt, so sucht

Euch schon jetzt wieder einzugewöhnen, denn Euer Vertrauen auf Besney ist lächerlich. Gebt Acht, ob meine Worte nicht wahr werden. Der Schwindler besitzt weder Goldminen, noch sonstiges Eigenthum. Alles ist eitle Flunkerei, und das Märchen nur ersonnen, um Euch den letzten Dollar aus der Tasche zu locken.'

Diese Worte schmetterten mich nieder, aber ich gab dennoch mein Vertrauen nicht auf; am letzten Strohhalme hielt ich fest und wurde ernstlich böse auf Jeden, der Uebles von Julius redete. Der Wirth verkaufte unterdessen meinen Schmuck und sagte mir, daß der Erlös kaum hinreiche, meinen Verzehr zu decken. Mit groben Worten ersuchte er mich, sein Haus zu verlassen.

Da ich keine Werthsachen mehr besaß, so befand ich mich in der schrecklichsten Noth, war aber zu stolz, mich zu demüthigen. Weinend nahm ich mein Kind und verließ das Haus; aber wohin sollte ich mich wenden, wo eine barmherzige Seele finden, die mich und Titus aufnehme? Bis Mittag wanderte ich umher und suchte vergebens nach einem Unterkommen. Titus schrie vor Hunger und ich konnte ihm nichts geben. In einer Vorstadt sah ich am Fenster eines kleinen Hauses einen Wohnungszettel. Auf der Thürschwelle saß eine alte Frau mit einem offenen Gesichte. Als sie meinen Titus weinen hörte, fragte sie, was dem Kinde fehle.

,Es hat Hunger,' gab ich unter Thränen zur Antwort, ,und ich bin nicht im Stande, ihm Nahrung zu geben.'

,So kommen Sie herein,' sprach sie, ,ich bin zwar selbst arm, aber ein Stück Brod für ein hungerndes Kind habe ich doch noch.'

Titus hörte sogleich, als er Brod bekam, auf zu

weinen. Die alte Frau erkundigte sich nach meinen Verhältnissen, und als sie hörte, was ich von meinem Manne erzählte, schüttelte sie mit dem Kopfe und sprach: ‚Von einem solchen Manne weiß ich auch ein Stücklein zu erzählen; denken Sie nicht daran, daß er wiederkehrt. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Bleiben Sie in diesem Stübchen und beginnen Sie, für andere Leute Hemden zu bügeln. Ich habe es seit zweiunddreißig Jahren gethan und mein Brod dabei gefunden, aber jetzt kann ich es nicht mehr, weil ich zu schwach geworden. Die Kunden aber sind noch da, und ich werde schon sorgen, daß Sie vollauf zu thun haben.‘

In meinen Verhältnissen durfte ich keinen Augenblick zögern. Mit Freuden willigte ich ein und blieb gleich da. Anfangs fiel mir die Arbeit etwas sauer, aber nach und nach gewöhnte ich mich daran und es war mir sogar ein angenehmes Gefühl, daß ich für mich und mein Kind das Brod verdienen konnte.

Das Vierteljahr, von dem mein Mann geschrieben, ging vorüber, aber ich hörte nichts von ihm, und ich fing selbst an, zu glauben, daß er mich böswillig verlassen habe. In meinem Geschick sollte aber eine Wendung eintreten, an die ich gar nicht gedacht hatte. Meine gute Hausfrau war eine Deutsche und hing noch an der alten Heimath. Sie war deßhalb immer sehr erfreut, wenn sie eine deutsche Zeitung erwischen konnte, die sie von Anfang bis zu Ende durchstudirte. Eines Tages brachte sie eine Zeitung aus meiner Heimath mit und las mir dieselbe während der Arbeit vor. Sie wußte nicht, wie schmerzlich mir die Lectüre war, denn unter den Anzeigen, von denen sie keine überschlug, befand sich auch die Subhastationsverkündigung meiner Güter.

Eine Thräne fiel mir aus den Augen auf den heißen Bolzen, den ich eben in das Eisen steckte und zischte auf, wie ein leiser Schmerzensschrei. Die Vorleserin merkte es nicht, und das war mir lieb, denn es wäre mir nicht angenehm gewesen, meine ganze Leidensgeschichte erzählen zu müssen. Als sie die Zeitung weglegte, nahm ich sie selbst in die Hand, um die Subhastationsanzeige noch einmal zu lesen. Es war richtig so, aber der Verkauf hatte schon stattgefunden, denn die Zeitung war nicht mehr neu. Unter der Anzeige waren die Lotteriegewinnste aufgeführt. Da erinnerte ich mich, daß mir das Judenweibchen ein Loos aufgedrungen. Ich hatte es seitdem nicht mehr nachgesehen, und ich wußte nicht einmal, ob es sich noch in meinem Geldtäschchen befand. Gleichgültig öffnete ich dasselbe und fand das Loos klein zusammengefaltet in einer Ecke. Ich strich es auseinander und las die Nummer; dann warf ich einen Blick auf das Zeitungsblatt — und — es war mir, als schlügen blaue Blitze aus meinen Augen, denn ich sah meine Nummer.

Meine Hauswirthin bemerkte meine Aufregung und fragte, was mich so heftig bewege. Ich konnte nicht sprechen, sondern deutete nur auf das Blatt. Sie kam herbei, schaute selber zu und rief: ‚Martina, Sie haben das große Loos gewonnen! Das sind hundertfünfzigtausend Thaler! Mein Gott, Sie sind plötzlich eine reiche Frau geworden!‘

Es dauerte eine Zeitlang, bis ich wieder zu mir kam, die Freude hatte mich so sehr überwältigt.

‚Sie müssen das Geld sogleich flüssig machen,‘ sagte meine Wirthin. ‚Wir wollen sofort zu einem Banquier gehen. An der Ecke der zehnten Straße

wohnt einer, auf den man sich ganz verlassen kann. Kommen Sie!'

Ich nahm meinen Titus auf den Arm und wir wanderten mit dem Zeitungsblatte und dem Loose zum Bankhause. Es waren viele Leute in der Zahlstube, und ich bemerkte auch den Mann, bei dem ich wegen der Adresse meines Mannes gewesen war.

Meine Wirthin konnte es nicht erwarten, bis die Leute abgefertigt waren. ‚Haben Sie die Listen der preußischen Lotterie?' fragte sie den Kassirer.

Statt der Antwort griff dieser nach einem Nagel an der Wand, nahm eine Liste herab und überreichte sie uns. Wir suchten nach, und sie hielt den Finger auf die Nummer und rief: ‚Gewonnen Sir! Das große Loos gewonnen!'

Da dieser Ausruf in deutscher Sprache geschah, so verstanden ihn die wenigsten der Anwesenden. Der Kassirer aber hielt in seinem Geschäfte inne und sprach zu mir: ‚Mistres, wollen Sie mir Ihre Nummer zeigen?'

Ich reichte sie ihm und er sagte: ‚Mistres, Sie haben hundertfünfzigtausend Thaler gewonnen. Ich wünsche Ihnen Glück! Wenn Sie uns das Loos anvertrauen wollen, so werden wir die Summe für Sie einkassiren.'

‚Gegen Schein,' antwortete ich; ‚aber ich möchte mit dem Chef des Hauses selbst sprechen.'

Der Kassirer öffnete eine Thüre und hieß uns eintreten. Ein würdiger Herr empfing uns, und als ich ihm meinen Glücksfall mittheilte, lächelte er freundlich und freute sich, daß die Glücksgöttin einmal einen Armen aufgesucht hatte. Auf meinen Wunsch gab er mir eine Bescheinigung, daß er das Loos von mir in Empfang genommen und mir den einlaufenden Gewinnst auszahlen

werde. ‚Es wird ein Monat darüber verlaufen,‘ sagte er, ‚aber ich werde Sie sofort benachrichtigen, wenn das Geld hier ankommt.‘

Wir wollten uns entfernen; da trat er mir in den Weg und sprach: ‚Mistres Besney, ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rath, Ihr Glück zu verschweigen, bis Sie das Geld in Sicherheit gebracht haben. Der Aufschrei an der Kasse war nicht vorsichtig, denn es giebt viele Leute, welche gerne fremde Taschen leeren.‘

Noch vier Wochen, dann war ich aus aller Noth heraus; dieses Gefühl war ein so angenehmes, daß mir die Arbeit noch einmal so leicht von statten ging. Stets dachte ich an den Augenblick, wo ich wieder Herrin eines Vermögens sein werde, aber weniger wegen meiner, als wegen meines Kindes, dem ich eine gute Erziehung geben und eine sorgenfreie Zukunft bereiten konnte. Nur eines schmerzte mich, die Abwesenheit meines Gatten.

Auch das sollte gehoben werden. Eines Tages erhielt ich von ihm einen Brief aus dem Süden, worin er mir mittheilte, daß es ihm schwer geworden sei, Geld aufzutreiben, jetzt aber sei er im Besitze der nöthigen Baarschaften, um die Minen wieder in Angriff zu nehmen; in vier Wochen hoffe er in New-York zu sein, um mich auf seine Güter abzuholen.

‚Sie haben sich in meinem Manne doch geirrt,‘ sagte ich zu meiner Wirthin. ‚Sehen Sie, er hat meiner stets mit Zärtlichkeit gedacht und bald werde ich für immer mit ihm vereint sein.‘

‚Es ist mir lieb, daß ich mich getäuscht habe,‘ gab sie zur Antwort, ‚aber noch lieber wäre es mir, wenn ich ihn hier sähe. Nehmen Sie mir's nicht übel, Mistres, wenn einer so prächtige Goldminen hat, dann sollte es

ihm nicht schwer fallen, seine Frau auf der Stelle zu holen und nicht erst vier Wochen zu warten.'

Die Wahrheit zu gestehen, ärgerten mich diese Reden nicht wenig, aber ich gab der Frau keine Antwort, denn sie hatte sich meiner in der Noth angenommen, und ich war ihr großen Dank schuldig.

‚Wir wollen nicht darüber streiten,' sagte ich zu ihr, ‚aber wenn mein Mann wirklich kommt, dann müssen Sie mit uns und an unserm Reichthume theilnehmen. Sie sind die einzige Person in der Welt, die mir uneigennützig entgegengekommen ist, und deßhalb ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, daß wir Ihrer eingedenk sind.'

‚Abgemacht,' antwortete sie, ‚und wenn sich das große Loos und die Goldminen erschöpfen sollten, dann finden Sie in diesem Häuschen immer einen gastlichen Herd.'

Von jetzt ab hatte ich die Freude, recht häufig Briefe von meinem Gatten zu bekommen. Er schrieb mir: ‚Jetzt will ich Dir auch sagen, warum ich Dein Herüberkommen immer mehr in die Länge gezogen habe. Nachdem ich Dir in Europa viel Verdruß gemacht, sollst Du hier das verlorene Paradies wieder finden. Auf unserer Hauptplantage habe ich ein Wohnhaus ganz nach dem Muster Deines Hauses in Deutschland einrichten lassen. Du wirst dort dieselben Gemächer, ja sogar ganz ähnliche Möbel finden. Ich glaubte Dir diese Aufmerksamkeit schuldig zu sein.'

Mein Entzücken und meine Freude an Julius wurde immer größer und ich machte mir bittere Vorwürfe, daß ich an ihm gezweifelt hatte.

‚Wie wird es ihn schmerzen,' dachte ich, ‚wenn er uns in dieser ärmlichen Wohnung und in so einfachen Kleidern findet.' Um meinem Kinde und mir selbst ein

anständiges Aeußeres zu geben, wendete ich meine sämmtlichen kleinen Ersparnisse auf. Mit fieberhafter Ungeduld fertigte ich selbst die Kleider an; endlich war der letzte Nadelstich geschehen, und nun harrte ich in den seligsten Gefühlen der Ankunft meines Gatten entgegen.

Meine Wirthin hatte sich ebenfalls zu einer bessern Ansicht bekehrt und freute sich mit mir.

‚Wenn Mister Besney kommt,‘ sagte sie, ‚so werden wir ihm alle Angst und Trübsal verschweigen, um ihm die Stunde des Wiedersehens nicht zu verkümmern.‘

Ihr Lieblingslied von der Sternenschrift wurde jetzt häufig declamirt:

In den Sternen steht geschrieben:
„Was die Gegenwart uns bringt,
Was die Vorzeit aufgerieben,
Was die Zukunft uns verjüngt.“

In den Sternen steht geschrieben:
„Was wir hoffen und erflehen,
Uns're Augen nur, die trüben,
Mögen nicht die Schrift verstehen.“

In den Sternen steht geschrieben:
„Kehre, müder Pilger, ein!
Lange bist Du ausgeblieben,
Deine Heimath harret Dein.“

In den Sternen steht geschrieben:
„Gott und Wahrheit! Recht und Licht!
Ewig leben, ewig lieben!
Glaube, Demuth, Zuversicht!“

IV.

In steter Spannung erwartete ich die Ankunft meines Gatten und meines großen Gewinnstes. Letzterer kam

zuerst. Der Bankier schrieb mir, das Geld sei angekommen und ich könne dasselbe gegen Ertheilung einer Quittung in Empfang nehmen. Du kannst wohl denken, liebe Freundin, daß ich keinen Augenblick zögerte; aber als mir das Geld in Haufen von Banknoten aufgezählt wurde, ergriff mich die Angst, es könne mir in dem kleinen Hause, wo ich ein Asyl gefunden, gestohlen werden, und ich überlegte, ob es nicht besser sei, dasselbe einstweilen noch in den Händen des Bankiers zu belassen. Wozu sollte ich auch eigentlich das Geld mitnehmen? Mein Mann war ja unermeßlich reich! Bedurfte ich desselben, so kostete es nur einen Brief und ich war im Besitze.

Der Namenstag meines Mannes war nicht mehr ferne, das ging mir durch den Kopf, und ich malte mir aus, wie schön es sei, wenn ich ihm an diesem Tage den Gewinnst als Angebinde auf den Teller legte.

‚Behalten Sie das Geld noch,' sagte ich, ‚und geben Sie mir einen auf den Namen meines Mannes lautenden Wechsel!'

Der Bankier war damit einverstanden und verfuhr meinem Wunsche gemäß. Als ich den Wechsel zu mir steckte, gewahrte ich in einer dunklen Ecke den Arbeiter, welchen ich schon einmal hier getroffen. Bei seinem Anblicke hatte ich ein unangenehmes Gefühl, denn er verschlang den Wechsel mit den Augen, und es war mir, als wenn ich seine Hände schon in meiner Tasche fühlte. Rasch eilte ich zu meiner Wohnung und theilte meiner Gastfreundin mit, daß ich statt des Geldes einen Wechsel genommen.

Sie billigte mein Verfahren, denn sie selbst hatte bei dem Gedanken, so viel Geld in ihrer Nähe zu haben, schon Angst empfunden.

Am folgenden Tage kam Julius; meine Freude war unbeschreiblich, denn er trug sich wie ein Bräutigam und spielte so herzlich mit dem kleinen Titus, daß dieser hell-auf lachte und des Spielens nicht genug bekommen konnte.

‚Martina,' sagte er zu mir, ‚unsere Trennung hat so lange gedauert, daß mich sehr nach einer dauernden Vereinigung verlangt. Wir wollen deßhalb sogleich nach der Goldmine abfahren, ein Wagen ist schon bestellt und wird sogleich ankommen.'

Peitschenknall verkündigte bald darauf die Ankunft, und als ich zum Fenster hinaus sah, gewahrte ich einen Wagen. Auf dem Bocke saß zu meinem Schrecken jener unheimliche Arbeiter, den ich zweimal bei dem Bankier getroffen hatte.

‚Julius,' sagte ich, ‚kannst Du keinen andern Kutscher finden? Dieser Mann gefällt mir nicht; er kommt mir wie ein Dieb und Mörder vor.'

Mein Mann lächelte und gab zur Antwort: ‚Fürchte Dich nicht; ich habe einen guten Revolver bei mir und lasse so leicht Niemanden an mich kommen. Meine Gold-digger sind auch keine Muster der Frömmigkeit, aber sie hüten sich wohl, einen Finger gegen mich zu erheben; ich wollte das überhaupt Niemanden rathen.'

Ich war ganz stolz darauf, mich unter dem Schutze eines so zuversichtlichen Mannes zu finden und legte meine Angst ganz bei Seite. Unter Thränen nahm ich Abschied von meiner guten Wirthin und stieg mit meinem Titus in den Wagen. Die Fahrt war den ganzen Tag über eine angenehme und mein Mann sehr liebens-würdig. Wir befanden uns tief im Urwalde, und Julius machte mich jeden Augenblick auf neue Erscheinungen auf-merksam. Vögel und Bäume, die ich nie gesehen hatte,

erregten meine ganze Aufmerksamkeit und hundert Dinge waren mir neu.

Beim letzten Sonnenstrahle hielt der Wagen still, und wir suchten unter den Bäumen einen Platz auf, wo wir die Nacht zubringen konnten. Julius bereitete mir mit großer Sorgfalt ein Lager aus Moos und Gras, und ich schlief mit meinem Kinde bis an den Morgen; auch den folgenden Tag ging die Reise ununterbrochen fort, und als es Nacht geworden war, hielten wir bei den Flammen unseres Feuers ein fröhliches Mahl.

‚Du mußt ein Glas Punsch trinken,‘ sagte mein Mann; ‚es geht ein feuchter Strich durch die Luft, und ich möchte nicht gerne, daß Du mit einer Erkältung aufstehst.‘

‚Aber Du trinkst ja niemals Punsch,‘ sagte ich.

‚Ich werde ein Glas wärmenden Weines nehmen.‘

Unser Kutscher wurde beauftragt, den Punsch zu brauen, und er entledigte sich dieses Auftrages mit Geschick. Wir stießen nach deutscher Sitte an; ich trank Punsch und die Männer Wein.

Kaum hatte ich das Getränk zu mir genommen, als mich eine unbeschreibliche Schwäche überfiel. Ich sank auf mein Lager zurück; die Augen fielen mir zu und bald war ich nicht mehr im Stande, ein Glied zu regen, obschon ich die größten Anstrengungen machte, mich diesem Zustande zu entreißen. Das Merkwürdigste war, daß meine geistigen Fähigkeiten nicht im mindesten litten; ich konnte jedes Geräusch hören, jeden Luftzug fühlen und vollkommen klar denken.

Die beiden Männer saßen noch beim Feuer, aber ich konnte sie nicht sehen, denn ich war nicht im Stande, meine Augendeckel zu erheben.

‚Schläft sie jetzt?' flüsterte mein Mann.

‚So fest wie ein Murmelthier,' gab der Kutscher zur Antwort.

‚Du weißt also genau, daß sie den Wechsel hat?'

‚Würde ich sonst zwei Tagereisen weit mit Dir in den Urwald fahren? Ich war ja dabei, als sie denselben empfing und habe genau gesehen, daß sie ihn in ihre Geldtasche steckte. Er lautet auf Deinen Namen, und das Einkassieren wird nicht die mindeste Schwierigkeit erleiden.'

‚Mein Gott, was hatten sie vor? Gewiß wollten sie mich berauben. Wenn ich nur ein Glied hätte regen können, so würden sie es nicht gewagt haben, aber wie ich mich auch mühte, kein Laut kam über meine Lippen, keinen Finger konnte ich bewegen. Desto deutlicher aber hörte ich jedes Wort.

‚Greife zu,' sagte der Kutscher.

‚Warten wir noch ein wenig,' antwortete Julius; ‚sie könnte leicht erwachen.'

‚Ich stehe dafür, daß sie es nicht thut. Mehr als einen Schlaftrunk habe ich gemischt und kenne seine Wirkungen.'

Mein Mann kniete neben mir nieder, fühlte in meine Tasche und nahm das Geldtäschchen heraus. ‚Da ist der Wechsel,' sagte er, ‚und es ist richtig, er ist auf meinen Namen ausgestellt. Wie lange wird sie schlafen?'

‚Mindestens vierundzwanzig Stunden.'

‚Gut, so haben wir einen tüchtigen Vorsprung und wenn sie in Newyork ankommt, sind wir längst über alle Berge.'

Er sagte das so herzlos, daß ich glaubte, ein schwerer Hammer senke sich auf meinen Kopf und zerschmettere mir das Gehirn, aber ich sollte noch mehr hören.

‚Wir hätten am Ende doch besser gethan, sie aus der Welt zu schaffen,‘ sagte mein Mann.

‚Nein,‘ gab der Kutscher zur Antwort, ‚ich hätte meine Hände nicht dazu geboten. Einmal habe ich an der Ermordung eines Weibes Theil genommen, und dieser Anblick hat mich Jahre lang verfolgt. Was haben wir von ihr zu fürchten? Wir gehen unter fremden Namen nach dem Süden oder nach einem andern Welttheile. Mit Geld kommt man überall fort.‘

‚Wir müssen ihr dennoch auf irgend eine Weise die Rückkehr erschweren,“ sagte mein Mann.

‚Wie willst Du das machen?‘

‚Wir nehmen das Kind mit und legen es irgend einem Farmer vor die Thüre. Wenn sie erwacht, wird sie zuerst nach Titus suchen und an die Rückkehr nicht denken, bis sie ihn gefunden.‘

Bei diesen Worten glaubte ich zu sterben; es kam mir ganz erschrecklich vor, daß ein Vater sein eigenes Kind der Gnade fremder Leute preisgeben wollte.

‚Du bist wirklich ein zärtlicher Vater,‘ sagte der Kutscher. ‚Hätte ich diese bodenlose Schlechtigkeit gekannt, so wäre ich vielleicht fähig gewesen, das Geld für mich allein einzukassieren. Ich hätte es gekonnt, denn ich allein kannte das Geheimniß des großen Looses und es wäre ein Kleines gewesen, dasselbe an mich zu bringen.‘

‚Aber Du würdest ohne mich nicht auf den Gedanken gekommen sein, sie zu beobachten. Gute Kameradschaft verlangt von beiden Theilen Opfer. Fasse mit an; wir wollen sie vom Wege abtragen!‘

Ich fühlte mich hinweggetragen und nach einiger Zeit im Gestrüpp niedergelegt.

‚Morgen,‘ sagte der Kutscher, ‚wird sie erst nach

ihrem Kinde suchen, und wenn sie es nicht findet, nach den Goldminen forschen.'

‚Ha, die Goldminen,' antwortete mein Mann, ‚das ist ein köstlicher Spaß. Wenn sie wüßte, daß ich in ganz Amerika nicht so viel Boden besitze, um einen Fuß darauf zu setzen, so würde sie mir schön fluchen, aber so kann sie sich noch immer an dem Gedanken weiden, eine reiche Frau zu sein.'

Die Bösewichter entfernten sich, und ich war allein. Der schreckliche Gedanke, morgen mein Kind nicht mehr zu finden, tödtete mich fast, aber auch jetzt wich die Lethargie noch nicht von mir. Allmählig versank ich dann in Bewußtlosigkeit und zuletzt in einen tiefen Schlaf.

Als ich aus demselben erwachte, fand ich mich in dichtester Finsterniß, denn Nacht und Tag waren vorüber und die Nacht abermals angebrochen. Meine Glieder waren jetzt beweglich, aber wie zerschlagen und es lag mir zentnerschwer im Kopfe. Erst allmählig konnte ich mich auf die letzten Vorgänge besinnen.

Da faßte mich eine fürchterliche Angst um das Kind; ich horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit, ob ich kein Wimmern vernehme, aber Alles war stille, selbst das Gethier des Urwaldes schlief.

‚Gott, mein Gott,' rief ich, ‚wenn es wirklich wahr wäre, wenn diese Bösewichter mir das Kind genommen hätten!'

Ich schnellte empor, um nach Titus zu suchen, aber mit jedem Schritte verwickelte ich mich im Gesträuche und in den Lianen. ‚Titus, Titus!' rief ich, bis ich ganz heiser wurde und zuletzt kraftlos zusammensank. Als ich wieder zur Besinnung kam, war es Tag und ich wurde von Hunger und Durst gequält; noch heftiger aber waren

die Schmerzen um mein Kind. Matt wanderte ich weiter und spähte hinter jeden Strauch. Wildwachsende Beeren und Früchte stillten meinen Hunger und Durst, aber nicht meine Leiden.

Mein Bestreben ging dahin, die Spuren der Wagenräder zu finden; hatte ich diese, dann durfte ich hoffen, nach Newyork zurückfinden und auf dem Wege an die Farm zu gelangen, wo mein Kind ausgesetzt war; aber ich hatte mich wahrscheinlich immer weiter von jenem Wege entfernt und mich mehr und mehr in den Urwald vertieft.

Sechsmal war die Sonne auf- und untergegangen, da verließ mich meine immer schwächer werdende Kraft und ich sank an einer Quelle, aus der ich trinken wollte, zusammen. Ich wünschte mir den Tod und doch fürchtete ich denselben, weil ich wegen meines Kindes in unbeschreiblichen Sorgen war. Mein Körper wurde indessen schwächer und schwächer und fast schwanden mir die Sinne. Da hörte ich in einiger Entfernung lautes Getöse und gleich darauf helles Lachen.

Das letztere rührte von zwei Indianermädchen her, welche mit Holzgefäßen erschienen und an der Quelle Wasser schöpfen wollten. Als sie mich erblickten, waren sie sehr überrascht, beugten sich nieder und fragten in gebrochenem Englisch, ob sie mir mit etwas dienen könnten.

‚Milch, Milch!‘ hauchte ich.

Sie hatten mich kaum verstanden, so eilten sie fort und kamen bald mit einer Schale voll Milch zurück, die sie mir an die Lippen hielten. Anfangs vermochte ich kaum zu schlürfen, aber bald kehrte wieder so viel Stärke zurück, daß ich mich erheben konnte. Die Mädchen hatten eine ganz dunkle Hautfarbe und trugen bunte Kleidungsstücke, welche zwischen Männer- und Frauentracht die Mitte

hielten. Um den Hals, die Arme und die Beine lagen breite Messingbänder; die Ohren waren mit goldenen Ringen, die Haare mit Blumen geschmückt. Trotz ihrer dunklen Gesichtsfarbe schienen sie sehr gutmüthig zu sein, denn sie waren sehr besorgt um mich, wuschen mir Hände und Gesicht aus der Quelle und faßten mich dann unter den Armen, um mich hinwegzuführen. Ich ließ Alles geschehen, konnte es auch nicht anders, und ich war sehr erfreut, wieder Menschen zu sehen, wenn es auch nur Indianerinnen waren.

In einer schmalen Thalmulde, welche mir von dichtem Baumwuchs verdeckt gewesen war, sah ich jetzt eine Reihe von Zelten aus Baumrinde stehen, und in der Nähe derselben weideten kleine Schaaren von Kühen und Schafen. Vor einigen Zelten saßen Weiber und Kinder, welche sich theils mit Spinnen und Weben, theils mit dem Melken der Kühe beschäftigten. Es war einer von jenen Indianerstämmen, welche sich ihre Bedürfnisse meist selbst verfertigen.

Neugierig verließen sie ihre Arbeit, kamen auf mich zu und fragten voll Verwunderung, wer ich sei. Ich erzählte ihnen, daß mich mein Mann grausam verlassen und mir mein Kind geraubt habe. Sie wollten das sehr umständlich wissen, und ich mußte ihnen Alles, was mir begegnet war, sehr eingehend erzählen. Als ich geendigt hatte, gaben sie mir ihr Beileid zu erkennen, und die Frau des Häuptlings, welche gut englisch sprach, sagte: ‚Dein Mann ist ein wilder Bison, den unsere Krieger züchtigen werden, wenn sie ihn finden. Du aber sollst bei unsern Wigwams bleiben und unsere Freundin sein.‘

Ich fragte, ob mir die Männer nichts zu Leide thun würden.

‚O nein,' gaben sie zur Antwort; ‚wenn sie hören, daß wir Dich bei uns aufgenommen haben, dann wird Dir nichts zu Leide geschehen.'

Die freundlichen Frauen gaben mir zu essen und zu trinken, und die Frau des Häuptlings bereitete mir ein weiches Lager, auf dem ich bis gegen Abend einen angenehmen Schlaf hatte. Lauter Lärm erweckte mich jetzt, und als ich die Augen aufschlug, gewahrte ich einen Zug von dunkelfarbigen Indianern, welche mit Jagdbeute beladen aus den Wäldern heimkehrten. Die Frauen und Kinder liefen ihnen entgegen, und ich konnte an ihren Geberden merken, daß sie von mir erzählten.

Der Häuptling, welcher den Namen Rabenfeder trug, war ein starker Mann von elastischem Körperbau und so muskulösen Armen, daß man bei dem Anblicke fast erschrack. Sein Haupt war mit einer Krone von glänzend schwarzen Rabenfedern umgeben und sein ganzes Wesen zeigte etwas so Wildes, daß ich mich fürchtete. In dieser Hinsicht war er das gerade Gegentheil von seiner Frau, der zarten und anmuthigen Dornblüthe.

Sie kam mit ihm auf mein Lager zu, und als ich mich erheben wollte, winkte sie mir, liegen zu bleiben. Rabenfeder sprach zu meiner Verwunderung fließend englisch und forderte mich auf, ihm zu erzählen, wie ich zu ihrem Stamme gekommen.

Ich fürchtete mich viel zu sehr, um ihm Etwas zu verhehlen und schilderte ihm meinen ganzen Lebenslauf. Als er hörte, wie ich von meinem Manne hintergangen, betrogen und geplündert worden war, nahm sein Gesicht plötzlich einen andern Ausdruck an und ich sah, daß er Mitleid mit mir hatte. Mitgefühl hatte ich von einem Wilden überhaupt und von Rabenfeder gar nicht erwartet.

Als ich geendigt hatte, legte er seine große Hand auf mein Haupt und sprach: ‚Bleibe bei unsern Wigwams und erhole Dich. Ich aber werde nach Deinem treulosen Gatten suchen und ihn hieherschleppen.' Damit verließ er mein Lager und setzte sich an das Feuer, um welches die Töpfe mit der Jagdbeute standen.

Julius hatte es wahrlich nicht um mich verdient, daß ich seinetwegen besorgt war, aber es gab mir dennoch einen Stich in's Herz, daß er diesem wilden Häuptlinge unter die Hände gerathen könnte; aber nun fiel mir mein Kind ein, und das Mitleid, welches sich in meinem Herzen regte, verwandelte sich in Haß. ‚Es geschieht ihm recht,' flüsterte ich, ‚wenn er mir mein Kind nicht wiedergiebt, so hat er den Tod verdient.'

Vierzehn Tage gingen hin, bis mein Körper wieder stark wurde.

‚Kannst Du reiten?' fragte mich Rabenfeder.

‚Ja,' antwortete ich, ‚in Deutschland und England habe ich viel geritten.'

‚Gut, Martina! Wir wollen jetzt nach Deinem Kinde und Deinem Manne suchen, und Du würdest mir zu Fuße nicht folgen können.'

Ein Indianer führte ein gesatteltes Pferd vor und Rabenfeder hob mich hinauf. Er selbst bestieg ein ungesatteltes Thier, ebenso Dornblüthe, die mich durchaus begleiten wollte. Nachdem er einem andern Indianer den Befehl über den Stamm übergeben hatte, ritten wir von dannen.

‚Martina,' sprach er zu mir, ‚nimm nun alle Deine Erinnerungen zusammen, damit wir den Punkt wiederfinden, wo Dich Besney verließ.'

‚Ich kann Dir leider gar keine Mittheilungen machen,'

sagte ich, ‚denn ich habe keine Achtung auf den Weg gegeben und weiß nur, daß ich irgendwo im Walde verlassen worden bin.‘

Er schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: ‚Dann ist Dir schwer zu helfen, denn es ist leichter, den entferntesten Indianerstamm auf seinen Kreuz- und Querzügen aufzufinden, als die Spur Deines Kindes; doch vertrauen wir Manitu, dem großen Geiste, vielleicht führt er uns auf die richtige Spur!‘

Rabenfeder ritt stets voraus, und wir mußten eine Strecke hinter ihm zurückbleiben, um etwaige Spuren nicht zu verderben; aber wir ritten den ganzen Tag, ohne die geringsten Anzeichen zu finden. In der Dämmerung schoß er ein Wild, weidete es aus und briet es an dem Feuer unseres Lagerplatzes. Am folgenden Morgen brachen wir zeitig wieder auf und durchritten große Strecken Urwald. Plötzlich sprang er vom Pferde, kroch auf Hand und Fuß durch wildes Gestrüpp und stieß einen Freudenruf aus. Dem ersten folgte noch ein zweiter Schrei, dann stürzte er hervor und rief: ‚Hier ist der Platz, wohin sie Dich trugen, als sie Dir den Schlaftrunk eingegeben.‘

Ich sah den Platz mit Befremden an und konnte nichts an demselben erkennen. Er aber öffnete seine Hand und zeigte mir einen Fetzen Tuch von der Farbe meines Kleides, welches ich im Gestrüpp zerrissen hatte.

‚Wahrlich, Du hast recht,‘ rief ich, indem ich aus dem Sattel sprang und mich durch das Gesträuch arbeitete. Noch andere Fetzen von meinem Kleide hingen dort, und es war keinem Zweifel mehr unterworfen, daß ich hier in jener entsetzlichen Nacht gelegen.

Zu Fuß untersuchten wir jetzt rings umher den

Waldboden, und es dauerte nicht lange, so rief er aus: ‚Hier habt ihr in der zweiten Nacht Halt gemacht; hier ist das Feuer, an welchem der Kutscher den Punsch bereitet, und dort liegen noch die leeren Flaschen.'

Unwillkürlich suchten meine Augen nach dem Platze, wo mein Kind gelegen, und ich hatte mich so sehr von meiner Phantasie gehen lassen, daß ich laut aufschrie, als ich es nicht fand.

‚So sind die Weiber!' sagte er kopfschüttelnd und blieb dann in Nachdenken versunken stehen. ‚Martina,' sagte er nach einiger Zeit, ‚Dein Titus kann nicht in New-York sein. Die Diebe konnten das Kind nicht mit dorthin nehmen, weil sie durch dasselbe belästigt und zu leicht verrathen wurden. Es wird so sein, wie sie in jener Nacht sagten; sie haben es irgend einem Farmer vor die Thüre gelegt. Sie werden eine solche gewählt haben, die nicht allzuweit aus dem Wege lag. Ich kenne sie alle bis nach New-York hin.'

Wir kamen nun überein, daß Rabenfeder und Dornblüthe mich bis in die Nähe einer Farm bringen, daß sie aber selbst zurückbleiben sollten, bis ich meine Nachforschungen angestellt.

Auf der ersten Farm wurde ich wohl aufgenommen, aber die Bewohner wußten nichts von einem Kinde. Ebenso war es auf der zweiten, dritten und der folgenden. Ein Tag nach dem andern verging, aber unsere Bemühungen blieben erfolglos. Von Stunde zu Stunde wuchs mein Schmerz und näherte sich der Verzweiflung.

‚Martina,' sagte Rabenfeder, ‚das weitere Vorwärtssuchen ist vergeblich; wir müssen wieder zurück, aber vorher wollen wir nach New-York reiten und zusehen, ob wir Deinen Mann und den Kutscher nicht finden. Gelingt

uns das, so lassen wir sie festnehmen; sie müssen Auskunft über Deinen Titus geben.'

Fort trabten wir und erreichten das Häuschen, in welchem der Kutscher gewohnt, aber wir fanden es verschlossen, und die Nachbarn sagten, der Miether sei ausgewandert. Von dort ritten wir zu der alten Frau, die mir Obdach und Arbeit gegeben. Sie war während meiner Abwesenheit gestorben; andere Leute bewohnten das Haus, und diese wußten nichts. Nun begab ich mich allein zu Mister Huchin, dem Banquier, und fragte, ob mein Mann dagewesen sei, um das Geld zu erheben.

‚Gewiß,' sagte er, ‚und er kam früher, als ich erwartet hatte.'

Als er hörte, wie es mir ergangen, wurde er sehr bestürzt, zeigte mir die Quittung und sprach: ‚Mistres Besney, es thut mir sehr leid, daß ich ihm das Geld ausgezahlt habe, aber ich konnte nicht anders. Aufrichtig gesagt hat mir das Gesicht Ihres Mannes nicht gefallen; er machte auf mich den Eindruck eines Beutelschneiders, und der Mensch, welcher bei ihm war, ist ein bekannter Betrüger, der sich überall eindrängt und stiehlt und plündert, wo sich Gelegenheit dazu findet. Ich kann Ihnen keinen andern Rath geben, als zur Polizei zu gehen, ob es aber Etwas hilft, das ist eine andere Frage, denn solche Gauner sind auch der Polizei zu gerieben.'

Die Polizei, zu der ich mich sofort begab, nahm meine Anzeige ziemlich kühl auf. ‚Mistres Besney,' sagte mir der Chef, ‚wir werden Ihre Sache mit aller Energie verfolgen, aber wir können Ihnen keinen Erfolg versprechen. Amerika ist groß, und Gaunern stehen Schiffe und Eisenbahnen leider ebensogut zu Diensten, wie ehrlichen Leuten. Finden wir die saubern

Cumpane, so werden wir sie natürlich sofort dingfest machen.'

Auch zu dem Wirthe, bei welchem ich lange gewohnt, begab ich mich.

,Ihr Mann hat ja wieder viel Geld,' sagte er; ,er war neulich mit einem bekannten Gauner hier; sie ließen sich ein kostbares Mahl geben und tranken die feinsten Weine dazu.'

,Hatten sie meinen Titus bei sich?' fragte ich hastig.

,Das kleine Kind, welches sie damals bei sich hatten? Nein, Mistres Besney, sie waren allein, aber sie sprachen von dem Kinde; sie sagten, es sei gut untergebracht. Ich achtete wenig auf ihr Gespräch und forderte schon beim zweiten Gange Bezahlung, denn ich fürchtete, sie würden mir durchgehen. Besney zahlte mit Guinen und Banknoten und war ganz stolz darauf, daß er so viel Geld verzehrte. Wohin sie gegangen, weiß ich nicht, bezweifle aber, ob sie noch in New-York sind.'

Ich dachte nur an mein Kind; das Geld war mir gleichgültig, und die Wiederkehr meines Mannes wünschte ich nicht.

Dornblüthe hatte großes Mitleid mit mir und weinte an meinem Halse; Rabenfeder aber schalt uns und sagte: ,Mit Euerem Heulen finden wir das Kind nicht wieder. Wir müssen zurück und auch diejenigen Farms absuchen, auf denen wir noch nicht gewesen.'

Keine Mühe, keinen Weg ließen wir uns verdrießen, aber wir kamen nicht zum Ziele. Auf einer Farm wurde uns mitgetheilt, es sei dort allerdings ein Kind gefunden worden, aber die Leute seien vor Kurzem verzogen, und Niemand wisse, wohin.

Nach einer ziemlich langen Abwesenheit kamen wir

resultatlos in das Indianerdorf zurück. Ich weinte mir fast die Augen aus, aber damit kam Titus nicht wieder. Rabenfeder fragte mich, ob ich nicht ein Erkennungszeichen habe. Ich gab ihm eine wohlgelungene Photographie, die ich kurz vor meiner Abreise von New-York hatte anfertigen lassen; außerdem konnte ich ihm noch mittheilen, daß mein Kind hinter dem rechten Ohre eine rothe Doppelnarbe hatte, die wie zwei gekreuzte Nägel aussah.

‚Wir leben jetzt mit den Ansiedlern im Frieden,' sagte er; ‚deßhalb will ich meine Leute ausschicken und ihnen das Bild mitgeben.'

‚Ach thue es,' bat ich ihn weinend, ‚Gott wird Dir's lohnen!'

Auf die Rothhäute hatte ich meine letzte Hoffnung gesetzt, und mit unbeschreiblicher Aufregung erwartete ich ihre Rückkehr. Fast zwei Monate blieb die Expedition aus, und als sie heimkehrte, war nicht das Mindeste für mich gewonnen; sie hatten weder von dem Kinde, noch von meinem Manne Etwas vernommen.

Diese Nachricht machte einen so niederschlagenden Eindruck auf mich, daß ich gefährlich erkrankte und ohne Bewußtsein da lag. Monatelang dauerte mein Zustand, und als ich wieder ein wenig zu mir kam, trat der Winter ein. Ich wäre nun am liebsten nach New-York gegangen, aber ich hatte kein Geld, um meinen dortigen Aufenthalt zu bestreiten, und es fehlte mir die Kraft, denselben durch Arbeit zu verdienen.

Rabenfeder rieth mir, an meine Verwandten in Europa zu schreiben und sie um Geld zur Heimkehr zu bitten; aber dazu konnte ich mich nicht entschließen, denn mein Stolz war noch nicht genug gedemüthigt und ich konnte es nicht über mich bringen, ihnen mein Elend zu

gestehen. Sie Alle hatten mir abgerathen, hatten mir die Folgen einer Verbindung mit Besney vorausgesagt, aber ich hatte nicht hören wollen, war meinen eigenen Weg gegangen; auch lag es durchaus nicht in meiner Absicht, Amerika zu verlassen, denn wie wenig Glück ich auch bis heute gehabt hatte, so hielt ich es doch nicht für unmöglich, mein Kind durch irgend einen Zufall zu finden.

Der Indianerstamm konnte den Winter über nicht an der Stelle bleiben, wo er jetzt lag. Das Winterquartier befand sich im Felsenthale eines dichten Tannenwaldes, der schon an und für sich einen großen Schutz gewährte. In den Felsen aber befanden sich auch große Höhlen mit frischer, aber warmer Luft. In einer dieser Höhlen brachte man mich unter. Dornblüthe, welche sich meiner wie eine Mutter angenommen hatte, trug an Decken und Bettzeug Alles, was sie bekommen konnte, zusammen und bettete mich so warm und angenehm, daß ich meinen Aufenthalt unter den Wilden fast ganz vergaß. Stundenlang saß sie an meinem Lager, erzählte mir Indianergeschichten und wurde nicht müde, meine Seufzer und meine Klagen anzuhören.

Eines Tages, als das Jammern kein Ende nehmen wollte, ergriff sie meine Hand und sprach: ‚Es ist nicht gut von Dir, daß Du unaufhörlich Deines Kindes wegen weinest. Siehe die Frauen der Indianer, fast alle haben Kinder verloren, die in kühler Erde liegen und vermodern. Sie liebten ebenfalls ihre Kinder und konnten sich im Anfange der Thränen nicht enthalten, aber mit Gewalt bekämpften sie ihren Schmerz und trockneten ihre Thränen, denn der Geist, der herrliche Manitu, will nicht, daß wir ewig betrübt bleiben. Was aber thust Du? Noch weißt Du es nicht bestimmt, daß Dein Titus gestorben ist, noch hast Du die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Du ihn eines Tages gesund und munter wiederfindest. Dennoch vergießest Du unaufhörlich Thränen. Das darfst Du nicht. Manitu wird Dir zürnen, wenn Du nicht bald fröhlich wirst.‘

Diese wenigen Worte machten einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth und ich fühlte mich der Indianerin gegenüber klein. Wenn sie so sehr auf Manitu vertraute, wie durfte denn ich, eine Christin, so vertrauenslos zu meinem Gott emporschauen?

‚Dornblüthe,' sagte ich, ‚die Indianerfrauen kannten ihren Verlust ganz genau, darum ergaben sie sich schneller; auch waren die Indianerfrauen von ihren Männern geliebt und wurden nicht von ihnen verkauft und verrathen, sie konnten ihre Leiden also leichter tragen; aber dennoch triffst Du die Wahrheit, wenn Du sagst, daß meine Trauer allzugroß und ungerechtfertigt ist. Von jetzt an sollst Du nicht länger über mich unzufrieden sein, denn ich ergebe mich in den Willen des Herrn. Will er mir mein Kind wiedergeben, so werde ich ihm dankbar sein bis in den Tod; hat er es aber anders beschlossen, so will ich mich, wie es einer braven Christin ziemt, in seine Rathschläge fügen.'

Dornblüthe küßte mir aus Dankbarkeit die Hände und freute sich mit mir über meine Ergebenheit. Das Leben wurde jetzt um ein Bedeutendes angenehmer, und wir fühlten uns geborgen, wenn draußen der Sturm heulte und der Schnee in dichten Flocken fiel.

Mit dem Frühjahr trat meine Genesung ein und als ich zum erstenmale aus der Höhle in das junge Grün kam, war es mir, als fiele ein schwerer Mantel von meinen Schultern und eine Binde von meiner Stirne.

Der Stamm beschloß, in eine andere Gegend auszuwandern, wo die Jagdgründe noch voll von Wild seien. ‚Du mußt mit uns gehen,' sagte Dornblüthe, ‚denn Deine Gesundheit ist noch nicht ganz gekräftigt.'

Nun ja, ich ging mit, und ich darf wohl sagen, ich ging gerne mit, denn ich hätte in der That nicht gewußt, wohin ich mich hätte wenden sollen.

Wir machten eine weite Fahrt gegen Süden und gelangten in die Nähe einer Stadt, betraten aber nicht das Weichbild derselben, sondern blieben in den Wäldern. Wochenlang lebten die Indianer und die Stadtbewohner

friedlich nebeneinander und die Städter kamen sogar heraus, sahen sich unsere Einrichtungen an und erfreuten uns mit kleinen Geschenken.

Nichts desto weniger vernachlässigten meine Gastfreunde keine Vorsichtsmaßregel, denn es war oft vorgekommen, daß sich die freundliche Gesinnung der Weißen in das gerade Gegentheil umgekehrt. Von unserm Lager bis in die Nähe der Stadt waren Posten ausgestellt, welche Tag und Nacht die Wege bewachen und jede verdächtige Bewegung melden mußten. Rabenfeder selbst betheiligte sich bei diesen Wachen und bezog in einer stürmischen Nacht den äußersten Posten in der Nähe der Stadt. Hier lag er im Straßengraben und horchte auf jedes Geräusch. Zwei Männer näherten sich jetzt dem Orte, wo er versteckt lag. In seiner Nähe hielten sie stille und führten ein leises Gespräch miteinander.

‚Wir hätten ihr damals den Garaus machen sollen,‘ sagte der eine; ‚unzeitige Milde führt meistens in Verlegenheiten. Rabenfeder weiß Alles und Martina ist so sehr von Haß gegen mich erfüllt, daß sie der Behörde Anzeige machen wird, sobald sie unsere Anwesenheit erfährt.‘

‚Es ist viel gescheidter, wir machen uns aus dem Staube,‘ entgegnete der andere. ‚Einen Mord nehme ich nicht auf mich. Wenn wir sie aber entführen und auf eine andere Weise unschädlich machen können, so habe ich nichts dagegen.‘

‚Wir werden sehen; jetzt aber vorwärts.‘

Rabenfeder war keinen Augenblick im Zweifel, daß er es hier mit den lange und vergebens gesuchten Strolchen zu thun hatte, welche seine Schutzbefohlene in so schweres Leiden stürzten. Leise erhob er sich, warf sich ihnen entgegen und ergriff mit jeder Hand einen der Bösewichter am Halse; zugleich stieß er einen grellen Pfiff aus.

Sogleich stürzten auch die übrigen Wachen herbei und fesselten die Gefangenen, welche schon nach ihren Pistolen griffen. In unserem Lager herrschte tiefe Ruhe, als wir plötzlich von den dröhnenden Schritten und dem lauten Geschrei der Wächter geweckt wurden. Alle sprangen

von ihren Schlafstätten auf, um nachzusehen, was es gäbe; nur Dornblüthe und ich blieben liegen. Wir sahen Fackeln aufleuchten und die Indianer in der Entfernung einen großen Kreis bilden. Wir hörten lauten Lärm, Flüche und Drohungen.

‚Ich muß wissen, was es ist,‘ sprach Dornblüthe, erhob sich vom Lager und eilte rasch von dannen; auch ich kleidete mich an und wartete in ängstlicher Spannung. Dornblüthe kam bald zurück und rief mir zu: ‚Sie haben zwei Männer gefangen genommen, welche auf dem Wege waren, Dich zu tödten. Komme mit und sage, ob es Dein Mann und der Kutscher ist.‘

Bei diesen unerwarteten Worten überkam mich ein solcher Schrecken, daß ich nicht im Stande war, zu gehen. Dornblüthe und eine andere Indianerin schleppten mich in ihrer Mitte zu dem Platze hin, wo die Fackeln leuchteten und ließen mich außerhalb des Kreises nieder, denn so hatte es Rabenfeder geboten. Er hielt eben Verhör mit den Gefangenen. Ich konnte jedes Wort verstehen und hörte deutlich, daß es mein Mann und der Kutscher waren.

Meine Zunge und meine Glieder waren wie gelähmt; ich konnte nicht einmal den Schrei hervorbringen, der sich aus meinem Herzen in den Mund ergoß, aber ich hörte jedes Wort. Rabenfeder sprach: ‚Versuche nicht zu leugnen! Dein Name ist Julius Besney. Du hast das Vermögen Deiner Gattin Martina durchgebracht, hast ihr im Walde einen Schlaftrunk eingegeben, ihren Wechsel gestohlen und ihr Kind auf die Seite gebracht. Das Alles sind Verbrechen, welche den Tod verdienen. Bekenne jetzt, wo das Geld und das Kind geblieben.‘

An dem Zittern von Julius Stimme konnte ich hören, daß er Furcht hatte, aber er antwortete frech: ‚Bin ich etwa ein Indianer, daß ich Deinem Gerichte unterworfen bin? Was gehen Dich meine Familienverhältnisse an? Laß mich augenblicklich frei! Meine weißen Brüder werden mich rächen und Deinen ganzen Stamm vertilgen, wenn Du mir ein Haar krümmst.‘

‚Deinen weißen Brüdern werde ich sagen, daß Du

zur Nachtzeit mit Deinem Genossen in mein Lager zu bringen suchtest, um Deine Gattin zu ermorden; übrigens bin ich allerdings Richter über alle Verbrechen, die an meinen Leuten und Schutzbefohlenen begangen oder beabsichtigt werden, und Du hast Dich vor mir zu verantworten.'

Er aber setzte ihm ein trotziges Schweigen entgegen, und da dieses dem Häuptlinge zu lange dauerte, so befahl er, daß die beiden Verbrecher an einen Baum gebunden würden. Als dieses geschehen war, ließ er Laub und dürre Aeste herbeibringen und um die Gebundenen aufhäufen, so daß ihnen die Brennstoffe bis an die Brust reichten.

‚Jetzt frage ich Dich noch einmal,' rief Rabenfeder mit schrecklicher Stimme, ‚wo ist Titus geblieben?'

Dreimal erfolgte die Frage, aber es wurde keine Antwort gegeben. Da senkte der Häuptling die Fackel, zündete das Laub an und rief: ‚So mag der Körper dieses Kinder- und Weiberfeindes zu Tode brennen!'

Die Reihen hatten sich getheilt; ich konnte deutlich sehen, wie die Flamme sich dem Laube mittheilte und der Rauch an verschiedenen Stellen aus dem Haufen hervorzudringen begann. Da bekam ich plötzlich den Gebrauch meiner Zunge und meiner Glieder wieder. Mit einem furchtbaren Schrei stürzte ich vorwärts, riß das brennende Material hinweg und rief: ‚Unglücklicher, bekenne! Wo ist mein Kind?'

Ein höhnischer Zug ging über das Gesicht meines Mannes. ‚Martina,' gab er zur Antwort, ‚bestimme diesen Barbaren, daß er uns die Freiheit giebt, dann will ich Dir sagen, wo Titus ist.'

Händeringend wandte ich mich an den Häuptling und rief: ‚Gieb ihn frei, damit ich mein Kind zurückerhalte.'

‚Nein, er hat den Tod verdient,' antwortete Rabenfeder, und dasselbe riefen auch die übrigen Indianer. Da verdunkelten sich meine Augen und ich stürzte zusammen."

Die Erinnerung an jene Nacht wirkte auch jetzt noch so heftig auf die Erzählerin ein, daß sie nicht im Stande war, ihre Geschichte fortzusetzen. „Morgen," sagte sie, „heute geht es nicht mehr."

In ihren Stuhl zurückgelehnt, flossen die Thränen über ihre Wangen und Schweißtropfen bedeckten die Stirne.

„Komm zu Bette," flüsterte Gudula, „die Aufregung taugt für uns alte Leute nicht."

Martina ließ sich bewegen, aber sie schlief noch lange nicht, denn was sie auch beginnen mochte, immer schwebten die Scenen jener Nacht und ihre sonstigen Leiden und Unglücksfälle vor ihren Augen.

V.

Draußen herrschte ein wahres Hundewetter; der Sturm heulte und pfiff, daß die Thüren bebten und die Fensterscheiben zitterten, und der Schnee wurde in ganzen Wolken gegen das kleine Häuschen geschleudert, in welchem die beiden Frauen ihr Spinnrädchen drehten. Je furchtbarer es aber draußen tobte, desto angenehmer war es in dem wohldurchwärmten Stübchen. Der warme Kaffee, den Gudula auf das vor ihnen stehende Tischchen stellte, machte die Situation noch angenehmer. Die Frauen aber horchten dennoch auf den Sturm und fuhren bei jedem außergewöhnlichen Stoße zusammen.

Endlich legte sich der Wind und die Schneeflocken sanken leise und leicht auf die Dächer herab. Jetzt nahm Martina ihre Erzählung wieder auf:

„Vielleicht hatte man in Rücksicht auf meinen Zustand den Brand nicht von Neuem geschürt; als ich die Augen aufschlug, waren mein Mann und der Kutscher noch immer an den Pfahl gebunden, aber das Feuer nicht von Neuem angezündet.

Meine Hände gegen Julius ausstreckend flehte ich ihn an, mir den Aufenthalt meines Kindes zu nennen, oder wenn es todt sei, mir dieses offen zu sagen, damit ich aus der Unruhe komme.

‚Laß diese Barbaren mir die Freiheit geben, so will ich reden,' sprach er.

Meine und Dornblüthe's Bitten bewirkten endlich, daß das Brennmaterial hinweggeräumt wurde.

‚Wenn Du die Wahrheit redest, so lasse ich Dich frei,‘ sagte Rabenfeder, ‚aber hüte Dich zu lügen. Wo hast Du das Geld gelassen, welches Du Deiner Frau stahlst?‘

‚Ich habe es mit meinem Freunde verthan; der letzte Dollar ist hin.‘

‚Das ist nicht möglich; eine so große Summe kann man nicht so schnell verschwenden.‘

‚Thorheit! Man kann es noch schneller, wenn man um hohe Summen spielt. Ich sage Dir, es ist fort.‘

‚Und wo hast Du Dein und ihr Kind gelassen? Lebt es noch, oder hast Du es getödtet?‘

‚Es lebt, ich habe es einem Farmer vor die Thüre gelegt, aber die Farm selbst kenne ich nicht mehr.‘

Obschon dieses Bekenntniß keinen Aufschluß über das Verbleiben meines Kindes brachte, war es mir doch unbezahlbar, zu wissen, daß es noch lebte. Ich wollte meine Nachforschungen wieder aufnehmen und so lange fortsetzen, bis ich es gefunden.

‚Noch eines,‘ sprach Rabenfeder, ‚Du kamst mit der Absicht, Deine Frau zu tödten; wie willst Du Dich darüber vertheidigen?‘

‚Du hast mir die Freiheit versprochen, wenn ich die vorgenannten Fragen erledige. Das ist geschehen, darum lasse mich los.‘

Rabenfeder wandte sich an mich und fragte: ‚Willst Du, daß ich Deinen Mörder ungestraft ziehen lasse?‘

Mir bangte vor dem schrecklichen Gerichte, welches sie mit ihm vorhatten. Wenn ich auch meinen Mann nicht mehr liebte, wenn sich sogar der Haß in meinem Herzen vergrößern mußte, so wollte ich doch nicht schuld an seinem Tode sein. ‚Julius,‘ sagte ich, ‚viele Andere, die an meiner Stelle stünden, würden nicht für Dich bitten, sondern Dich mit Freuden den Flammen preisgeben; ich thue es nicht, sondern bitte die Indianer um Dein Leben. Sei dafür dankbar, ziehe hinaus in die Wälder; suche meinen Titus und bringe ihn mir zurück!‘

‚Wenn ich erst los bin, werde ich nach dem Knaben suchen,‘ sagte er.

Auf mein Bitten wurden den beiden Gefangenen die Stricke abgenommen, sie selber freigegeben. Wer aber beschreibt meinen Schrecken, als Julius, kaum dem Feuertode entronnen, einen Revolver aus seiner Tasche nahm und einen Schuß auf mich abfeuerte. Er traf nicht; ebensowenig der zweite und dritte. Die Indianer, sonst stets bereit, der Gefahr entgegenzutreten, waren von der grenzenlosen Niederträchtigkeit so sehr überrascht, daß sie einen Augenblick wie angewurzelt standen; aber der Bann löste sich bald. ‚Faßt ihn!‘ rief Rabenfeder, und nun begann eine wilde Hetzjagd hinter den beiden Bösewichtern, daß der Wald erdröhnte. Das furchtbare Geschrei und die Schüsse, welche auf beiden Seiten gewechselt wurden, waren schrecklich anzuhören. Mehr und mehr zog sich der Lärm in den Wald hinein; plötzlich verstummte er, auch das Schießen hörte auf.

Nach einiger Zeit sahen wir den Schein von Fackeln und bald wurden Julius und sein Freund gebunden in das Lager gebracht. Wieder wurden sie mit starken Stricken an den Baum gebunden und Rabenfeder hielt mit den Männern Kriegsrath.

Daß er den Tod verdient habe, darin waren sie einig, aber es tauchten Stimmen auf, welche meinten, es sei besser gethan, wenn sie die beiden Verbrecher dem weißen Richter in der Stadt übergeben; es fiele dann alle Verantwortlichkeit und jeder Grund zur Feindseligkeit fort.

Dieser Antrag wurde zum Beschlusse erhoben. Als die Sonne den Wald erhellte, wurden mein Mann und der Kutscher noch fester gebunden und zur Stadt geführt. Viele Männer schlossen sich dem von Rabenfeder geführten Zuge an; auch ich mußte mit, um Zeugniß abzulegen. Ich that es nur mit Widerstreben, aber ich hoffte, er werde noch nähere Angaben über mein Kind machen.

Fast hatten wir das Thor der Stadt erreicht, als die Gefangenen einen Fluchtversuch machten, der aber nicht gelang. Jetzt legten sie sich auf's Bitten und flehten den Häuptling an, sie nicht an die Stadtbehörde abzuliefern.

Sie wollten Indianer werden, treu zum Stamme halten und sich keines Ungehorsams schuldig machen.

‚Martina,‘ rief mein Mann, ‚erinnere Dich der glücklichen Tage, die wir zusammen verlebt haben. Sie können wieder kommen, wenn Du für mich bittest. Vergieb mir Alles, was ich an Dir verbrochen und ich werde Dir ein braver Gatte sein. Gedenke unseres Kindes! Ich werde es wiederfinden und in Deinen Schooß legen!‘

In diesem Augenblicke vergaß ich alle erlittenen Unbilden; mein Kind stand mir ja höher, als mein eigenes Leben. Ich warf mich dem Häuptling zu Füßen und flehte ihn an, den Gatten loszulassen, aber er schaute mich unwillig an und sprach vorwurfsvoll: ‚Weib, Du weißt nicht, was Du bittest. Hätte er die Freiheit, so würde er Dich wieder gerade so verrathen, wie er es früher gethan. Dein Flehen ist vergeblich! Soll er begnadigt werden, so mögen es die Weißen thun, ich aber kann und will es nicht.‘

In der Stadt hatte sich schon das Gerücht verbreitet, daß die Indianer zwei Weiße gebunden der Stadt zuführten. Bald kamen uns die Einwohner entgegen, umschwärmten unsern Zug und erhoben ein furchtbares Geschrei, als sie die Gefangenen sahen. ‚Es sind falsche Spieler,‘ riefen sie, ‚sie lügen und betrügen und bringen die Leute in Verlust und Ungelegenheiten.‘

Viele drängten sich an den Häuptling und fragten, was er bei ihnen verbrochen. ‚Seht dieses arme Weib,‘ gab er zur Antwort; ‚sie ist Besney's Gattin, aber er hat sie nicht behandelt, wie seine Frau, sondern wie seine ärgste Feindin. Sie war reich, und er hat sie arm gemacht; er hat ihr Kind gestohlen und im Walde ausgesetzt und auf sie selbst einen Mordversuch gemacht. Die Weißen mögen ihn für diese Verbrechen richten; deßhalb bringen wir ihn in die Stadt!‘

Die Volksmenge wurde immer größer, und als wir in die Straßen der Stadt gelangten, wurden wir von derselben fast erdrückt. Der Zug ging vor das Gerichtshaus, wo Halt gemacht wurde. Der Pöbel brüllte nach

dem Richter, aber es stellte sich heraus, daß derselbe eine Reise angetreten habe und erst nach acht Tagen zurückkommen werde.

‚Was brauchen wir einen Richter?‘ schrie ein baumlanger Kerl. ‚Menschen, welche solche Schandthaten begangen haben, hängt man an den nächsten Baum auf!‘

Sogleich ging das Wort „lynchen“ von Mund zu Mund; es entstand ein Drängen und Stoßen und plötzlich warfen sich eine Anzahl starker Männer auf die Gefangenen und schleppten sie zu einem Hügel, auf welchem hohe Buchen mit starken Aesten standen. Ein Schmied hatte sich, ich weiß nicht mit welcher Vollmacht, zum Richter aufgeworfen.

‚Stille!‘ rief er mit starker Stimme in die Volksmenge hinein und es entstand plötzlich Ruhe.

‚Julius Besney,‘ rief er, ‚ist angeklagt, die Leute im Spiel betrogen, seine Frau um ihr Vermögen gebracht, ihr Kind gestohlen und einen Mordversuch auf sie gemacht zu haben. Sein Kamerad hat an diesen Verbrechen theilgenommen. Ich frage Euch nun, Ihr Verbrecher, ob Ihr Euch dieser Thaten schuldig bekennt.‘

Todtenblaß und zitternd standen die Beiden unter dem Baume, und Besney antwortete: ‚Ich verweigere hier jede Antwort; stellt mich vor den Richter, so werde ich sprechen.‘

‚Das Volk ist Richter!‘

‚Ich erkenne es nicht an!‘

‚Hört Ihr,‘ rief der Schmied, ‚er erkennt Euch nicht an. Was wollt Ihr thun?‘

‚Er werde gehängt!‘ ertönte es aus dem Haufen.

Ein entsetzlicher Tumult entstand jetzt. ‚Hängen, hängen,‘ ertönte es von allen Seiten.

‚Wer dafür ist, daß sie augenblicklich aufgehangen werden, der hebe seine Hand auf.‘

Die Hände flogen in die Höhe und der Schmied rief: ‚Einstimmig zum Strange verurtheilt! Bringt Stricke!‘

Meine Augen füllten sich mit Thränen, aber mein Jammern wurde von dem wilden Geschrei der Wüthen-

den erstickt. Jetzt sah ich, wie meinem Manne und dem Kutscher Stricke um den Hals gelegt wurden, deren Enden man über zwei Aeste warf. Die Verurtheilten schrieen laut brüllend um Gnade, aber Niemand achtete ihrer. Jetzt, o welch' ein schrecklicher Anblick! sah ich sie in die Höhe schweben und hörte das Freudenjauchzen der Menge. Ich aber verlor das Bewußtsein.

Im Krankenhause fand ich mich wieder; neben meinem Bette saß Dornblüthe und küßte unter Thränen meine Hand.

‚Ist er wirklich gestorben?' fragte ich sie.

‚Gestorben und verscharrt,' antwortete die Indianerin. ‚Traure nicht um ihn; er hatte Deine Liebe nicht verdient!'

Meinen Zustand kann ich Dir unmöglich beschreiben, meine Gudula. Die Welt kam mir so leer, so hart und gefühllos vor, daß ich zu sterben wünschte. Mit einer unendlichen Wehmuth, mit einem stechenden Schmerz gedachte ich jener Zeit, wo ich Besney kennen lernte und wo er mir höher stand, als meine Mutter, meine Tante und alle meine Verwandte. Ich hatte ihre Warnungen in den Wind geschlagen und war meinem eigenen Kopfe gefolgt. O wie schrecklich war ich dafür gestraft! Mein Reichthum, meine Familienstellung, mein Kind, meine Gesundheit, Alles war dahin und es blieb mir nur eine Reihe furchtbarer Erinnerungen.

Eigentlich hatte ich in diesem Augenblicke Niemanden auf der Welt, der mich liebte, als Dornblüthe, die verachtete Indianerin. ‚Gutes Weib,' flüsterte ich, indem ich ihr die rothe Hand drückte, ‚wie kann ich Deine Liebe und Treue vergelten?'

‚Muß denn Alles vergolten werden?' fragte sie. ‚Bleibe immer bei uns und sei meine Freundin!'

‚Es wäre vielleicht am besten,' hauchte ich, ‚denn in die Welt mag ich nicht mehr zurückkehren, am allerwenigsten nach Europa. Dort soll Niemand wissen, wie mich das Elend erfaßt hat; Niemand soll von meinem Jammer zu leiden haben.'

Dornblüthe kam alle Tage auf einige Stunden in das Hospital und kehrte jedesmal vergnügter zurück, wenn sie sah, daß meine Gesundheit allmählig wiederkehrte.

,Die Waldluft wird Dich stärken,' sagte sie; ,verlasse nun recht bald dieses traurige Haus, wo man nur Klagen und Jammertöne hört!'

Endlich konnte ich mich erheben und gehen, aber ich hatte nichts, womit ich die Kosten der Kur bezahlen konnte. ,Mach' Dir keine Sorge,' sprach Dornblüthe, ,ich habe alle Tage Wild hiehergebracht und damit alle Schulden getilgt; Du kannst dieses Haus ohne Dank verlassen.'

Es war mir sehr lieb, diese Nachricht zu vernehmen, denn in diesem Hospitale pflegte man die Kranken nicht aus Liebe, sondern aus Nothwendigkeit. Dennoch glaubte ich den Vorstehern der Anstalt Dank schuldig zu sein und begab mich zu ihnen. Sie mochten wohl gefürchtet haben, ich werde ihnen noch längere Zeit zur Last fallen, denn sie machten sehr fröhliche Gesichter und riethen mir dringend an, die Gastfreundschaft der Indianer nicht von der Hand zu weisen.

Nach dem Grabe meines Mannes verlangte ich nicht; seit er todt war, fühlte ich recht, wie wenig er meiner würdig gewesen war. Ohne Bedauern verließ ich am Arme Dornblüthe's die Stadt und schritt mit ihr dem Lager der Indianer zu. Diese, von den Weißen so viel geschmähten und verachteten Brüder empfingen mich mit offenen Armen und aufrichtiger Freude und thaten mehr für mich, als ich erwarten konnte.

Ich kann nicht sagen, daß mir das unstäte und umherschweifende Leben zusagte, es konnte dieses nicht der Fall sein, denn ich hatte eine vornehme Erziehung genossen und war an feine Gesellschaftsformen gewohnt, aber ich fand hier aufrichtige Zuneigung und durfte hoffen, daß ein glücklicher Zufall oder die Gnade Gottes mir schließlich doch noch mein Kind zuführen würden.

Zehn Jahre blieb ich unter den Indianern und hätte vielleicht mein Leben unter ihnen beschlossen, aber Rabenfeder fiel im Kriege mit einem feindlichen Stamme

und Dornblüthe begann aus Trauer zu kränkeln und starb ebenfalls! Der Tod einer Schwester hätte mir nicht tiefer zu Herzen gehen können, denn ich hatte die Indianerin aufrichtig geliebt.

Ich fand mich unter den Rothhäuten nun nicht mehr heimisch; zwar drangen sie in mich, bei ihnen zu bleiben und versprachen mir dieselbe Liebe und Treue, wie die Heimgegangenen sie mir erwiesen hatten; da ich mich aber gar nicht bereden ließ, so begleiteten sie mich eine Tagereise weit, bis ich den Weg nach New-York nicht mehr verfehlen konnte. Wir nahmen Abschied voneinander und ich wanderte allein weiter.

Jetzt fiel es mir schwer auf die Seele, was ich in New-York treiben sollte, um meinen Unterhalt zu verdienen. Gern wollte ich jede Arbeit übernehmen, aber ich hatte oft gesehen, daß die Fleißigsten und Strebsamsten keine Arbeit fanden und Hunger litten.

Als ich so in schweren Sorgen dahin schritt, wurde es allmälich dunkel und ich mußte im Walde übernachten. Um einen geeigneten Platz zu suchen, bog ich vom Wege ab in ein Tannicht. Da bemerkte ich in einiger Entfernung das Licht eines Farmhauses und schritt demselben zu, denn es war angenehmer, unter Dach und Fach, als unter freiem Himmel zu übernachten.

Die Leute hielten mich für eine Indianerin, denn ich war ganz so gekleidet. Vielleicht vermutheten sie eine Spionin in mir, denn sie wiesen mich rauh zurück. Als sie aber meine weiße Hautfarbe sahen und ich sie in deutscher Sprache anredete, da wurden sie sogleich freundlich und boten mir Herberge und eine Mahlzeit an. Meine Kleidung machte sie neugierig, und ich mußte ihnen erzählen, wie ich unter die Rothhäute gekommen war.

Meine Schicksale erregten ihr Mitleiden und sie fragten mich, wovon ich mich ernähren wolle, da ich doch aller Mittel entblößt sei.

‚Ich werde Arbeit suchen und mich jeder, die ich verrichten kann, unterziehen.‘

Der Farmer neigte sich nun zu seiner Frau und

sprach heimlich mit ihr; dann wandte er sich an mich: ‚Wenn Sie jegliche Arbeit verrichten wollen, dann bleiben Sie bei uns, denn wir brauchen eine Magd.‘

Ich muß gestehen, daß ich bei diesem Anerbieten ein wenig zurückbebte. Nachdem ich Herrin über so viele Mägde gewesen war, sollte ich nun selbst eine werden; aber die Anfechtung dauerte nur einige Minuten. ‚Gern will ich als Magd bei Ihnen bleiben,‘ sagte ich; ‚aber ich fürchte, daß ich in der ersten Zeit ziemlich hölzern und ungeschickt sein werde. Wenn Sie etwas Geduld mit mir haben wollen, so hoffe ich, der Aufgabe, die Sie an mich stellen, bald gerecht zu werden. Nehmen Sie mich also Anfangs nur auf Versuch und geben Sie mir für diese Zeit so viel Lohn, als Ihnen meine Arbeit werth ist.‘

Damit waren sie zufrieden; ich blieb gleich da und ließ mir am folgenden Tage Unterweisung in den Hausarbeiten geben. Es fiel mir nicht leicht, meine Pflichten zu erfüllen, denn bis ich nach Amerika reiste, hatte ich ein vornehmes Herrschaftenleben geführt, und während meines Aufenthaltes bei den Indianern war ich der Arbeit vollends entwöhnt worden. Mit gutem Willen aber bringt man viel fertig, und guten Willen hatte ich. Möglichst lange wollte ich in diesem Dienste aushalten, denn ich gab noch immer die Hoffnung nicht auf, meinen Sohn wieder zu finden. So oft sich mir Gelegenheit bot, schrieb ich an eine der Farms, die ich nicht persönlich besuchen konnte, aber die Antwort lautete immer, daß sie von einem ausgesetzten Knaben niemals etwas vernommen hätten.

Nach und nach lernte ich nicht allein alle Geschäfte des Hauses kennen und besorgen, sondern auch die Stall- und Feldarbeiten. Meine Herrschaft war mit mir zufrieden und erhöhte meinen Lohn, so daß ich von demselben noch etwas zurücklegen konnte.

Schon diente ich im elften Jahre; da übergaben die Farmer den Hof ihrem ältesten Sohne, mit welchem die besten Dienstboten nicht gut auskommen konnten. Mit mir verstand er sich am allerwenigsten; ich konnte ihm

nichts recht machen. Deßhalb entschloß ich mich, nach New-York zu gehen und dort mein Leben mit Waschen und Bügeln zu fristen. Ein längerer Aufenthalt in den Wäldern war ohnehin ein vergeblicher, denn nach einundzwanzigjährigem Suchen konnte ich nicht erwarten, mein Kind zu finden.

Nachdem ich auch noch zehn Jahre in New-York geblieben war, empfand ich eine unbezwingliche Sehnsucht nach der Heimath. Mit meinen kleinen Ersparnissen schiffte ich mich ein und ging mit dem Gedanken um, meinen Vetter Theodor aufzusuchen. Zu ihm hatte ich das Vertrauen, daß er mich in seinem Schlosse aufnehmen würde, ohne mir Vorwürfe zu machen oder mich durch Rückblicke zu kränken.

Es schien aber, daß der Himmel nur Leiden auf Leiden häufen wollte, denn das Schiff scheiterte an der englischen Küste und ich rettete aus dem Schiffbruche nur das Leben und die Kleider, die ich auf dem Leibe trug. Mit Hülfe guter Menschen gelang es mir, nach Deutschland zu kommen, aber auch hier verfolgte mich das Mißgeschick. Mein Vetter Theodor und die übrigen Verwandten waren gestorben; die Kinder derselben hatten sich zerstreut. Nur eine steinalte Tante war noch übrig. Wie ich hörte, war sie krank und bedurfte einer treuen pflegenden Hand.

Eiligst machte ich mich auf den Weg zu ihr und kam mit der festen Absicht, mich ihr nützlich zu machen. Als ich in ihre prächtigen Salons trat, in denen ich als Kind oft gespielt hatte, empfand ich recht tief den Abstand zwischen sonst und jetzt und schämte mich der ärmlichen Kleidung, in welcher ich mich in den großen Spiegeln sah.

Die Tante ließ mich lange warten, und als sie kam, empfing sie mich mit einem eiskalten Blicke. Sie bot mir weder eine Mahlzeit, noch einen Stuhl an, sondern setzte das goldene Lorgnon auf die Nase und sprach in einem verächtlichen Tone: ‚Du bist also die schöne stolze Martina, die einen liederlichen Kerl zum Manne nahm,

ihr Vermögen vergeudete und verschwand. Das Letztere will ich Dir nicht zum Vorwurfe machen, denn es ersparte uns Scham und Schande; aber wenn Du glaubst, ich würde Dich und Deinen Mann in meine Wohnung aufnehmen, dann bist Du in einem Irrthume. Ich habe nicht die Absicht, meinen Namen durch den eines solchen Schwindlers besudeln zu lassen.'

Der Boden brannte mir unter den Füßen und das Wasser kam mir in die Augen. ‚Liebe, gute Tante,' sagte ich, ‚von Besney hast Du nichts zu fürchten, er ist gestorben. Wenn Du aber mich aufnehmen willst, so werde ich Dir eine treue Pflegerin sein.'

‚Danke bestens, Frau Besney, ich kann Deiner Pflege entbehren; übrigens ist meine Zeit abgelaufen und ich bedauere, auch künftig keine für Dich zu haben.'

Ich wankte hinaus, mehr todt, als lebendig. Nach diesem ersten Versuche fehlte mir der Muth, noch einen zweiten zu wagen. Was wäre es erst geworden, wenn sie gewußt hätten, welches Ende mein Mann genommen!

In der Gegend, wo die Nachkommen meiner Verwandten wohnten, mochte ich nicht mehr bleiben; ich wanderte hinweg, am Leibe gebrochen, an der Seele gedemüthigt, im Herzen ein Meer von Weh und schmerzlichen Erinnerungen. In diesem Häuschen fristete ich mein Dasein kümmerlich durch Nähen und Spinnen. Ich sah und hörte Dich alle Tage und ich fühlte manchmal einen Drang, mich Dir zu nähern, aber mein Herz war voller Haß gegen die Menschen und so blieb ich Dir fern.

Das Alleinsein taugte nichts, denn immer kamen die alten Bilder meiner Vergangenheit wieder über mich. Zorn erfaßte mich, wenn ich meines Mannes gedachte, und die Wehmuth tödtete mich fast, wenn mein Kind mir in die Gedanken kam. — Nun kennst Du mein Leben, Gudula. Es hat mir Mühe gekostet, dasselbe vor Dir zu enthüllen, aber nun, da es geschehen ist, meine ich, es sei Alles leichter zu tragen, weil ich weiß, daß Du aufrichtigen Antheil an mir nimmst."

„So ist es, meine gute Martina," antwortete Gudula, indem sie der Freundin die Hand drückte.

Der Schnee hatte noch nicht aufgehört, in dicken Flocken aus der Luft zu wirbeln; die Hälfte des kleinen Fensters war davon bedeckt.

„Martina," hob Gudula an, „auch ich bin nicht auf Rosen gebettet gewesen; meine Schicksale waren nicht so wechselvoll, aber einen Punkt giebt es in meinem Leben, der Aehnlichkeit mit Deinem Geschick hat."

„Welcher ist es, meine Freundin?"

„Wie Du den Sohn, so verlor ich die Tochter."

„O, erzähle," bat Martina; „ich weiß am besten zu schätzen, wie unermeßlich groß Dein Verlust war."

„Ich war eine glückliche Gattin, und wenn mir auch die Güter des Lebens nicht in so reicher Fülle zugefallen waren, wie Dir, so mangelte es mir doch an nichts. Mein Mann hatte eine große Baumwollenfabrik und unser Gut mehrte sich durch seinen Fleiß und seine Umsicht von Tag zu Tag. Da kam eine Handelskrisis, welche in alle Verhältnisse eingriff und auch für unsere Industrie nicht ohne Folgen blieb. Mein Mann sah noch zeitig genug ein, daß er mit seinen verminderten Kapitalien die großen Anlagen auf die Dauer nicht halten konnte, deßhalb verkaufte er die Fabrik und wir siedelten uns fern von der Industrie in einem fruchtbaren Thale an, wo wir ein sehr angenehmes und ungestörtes Leben führten. Was zu unserm Glücke noch fehlte, war uns hier bescheert, ein liebliches kleines Mädchen, auf welches ich die schönsten Hoffnungen baute. Sie gingen leider nicht in Erfüllung, wie Du nachher hören wirst.

Meine kleine Maria war unser Augapfel; ich ließ sie Tag und Nacht nicht von meiner Seite und hatte die Freude, daß sie prächtig vorwärts ging. Leider konnte sie nur wenig draußen sein, denn das Jahr zeichnete sich durch beständigen Regen aus. Dem nassen Herbste folgte ein ungewöhnlich kalter Winter. In kurzer Zeit waren die stehenden Gewässer gefroren, und da sich in Folge der großen Nässe auf Wiesen und Aeckern Teiche gebildet hatten, so waren die Schlittschuhläufer in vollem

Jubel. Der Frost hielt an und wurde immer stärker, so daß auch die Ströme zufroren.

Bis dahin hatte das Feld noch ganz kahl gelegen, aber um Weihnachten begann es zu schneien; bald lag die ganze Gegend in einem weißen Mantel. Zuweilen traten ein paar Tage trockenen, schneelosen Wetters ein, aber kaum waren die Wege gebahnt und festgetreten, so begann das Schneien von Neuem; zuweilen fielen tagelang große weiche Flocken, welche alle Gräben und Vertiefungen ausfüllten, dann wieder harter Schnee, und so wechselte es ab bis in den Monat April. Niemand erinnerte sich, jemals solche ungeheure Schneemassen gesehen zu haben.

Anfangs April war es noch bitterkalt. Um diese Zeit erkrankte im Gebirge eine arme Anverwandte von mir. Sie hatte den sehnlichen Wunsch ausgesprochen, mich vor ihrem Tode noch einmal zu sehen und schickte deßhalb einen reitenden Boten an mich.

Bis dahin hatte ich meine kleine Maria noch keine Stunde allein gelassen und ich trug auch Bedenken, es jetzt zu thun. Auf der andern Seite aber wäre es auch sehr lieblos gewesen, der Sterbenden den letzten Wunsch zu versagen. Mein Mann sagte: ‚Geh' nur; ich werde das Kind schon versorgen.'

Wagen gab es nach jener Richtung nicht; ich mußte also den Weg zu Fuß zurücklegen oder zu Pferde steigen. Letzteres war am meisten anzurathen. In Decken gehüllt machte ich mich mit dem Boten auf den Weg und kam ohne Unfall in dem Gebirgsdorfe an. Die Kranke war einsam und verlassen; kein Mensch kümmerte sich um sie; ich hielt es deßhalb für meine Pflicht, bei ihr zu bleiben. Am Abende des dritten Tages starb sie, und da Niemand da war, welcher für das Begräbniß sorgte, so mußte ich mich entschließen, bis nach der Beerdigung dort zu bleiben. Damit mein Mann nicht in Unruhe sei, theilte ich ihm gleich den Todesfall mit. Der Bote brachte mir bei der Rückkehr die Nachricht, Maria befinde sich ganz wohl, ich solle mich nur nicht übereilen.

In dieser Nacht schlug plötzlich das Wetter um; auf den strengsten Frost folgte strömender Regen und mit einemmale trat ganz milde Frühlingsluft ein. Als ich mich am nächsten Morgen vom Lager erhob, hörte ich ein Donnern und Knallen, als ob in der Nähe eine große Schlacht geschlagen würde. Die Schneemassen, welche auf den Dächern lagen, kamen in's Rutschen und schossen auf die Straße, so daß es keinem Fuhrwerke und kaum einem Fußgänger möglich war, von einem Hause an das andere zu kommen.

Das warme Wetter hielt an und der Schnee schmolz, aber nun wandelten sich die Dorfstraßen in Bäche um, welche von den höher liegenden Schneemassen immer neue Nahrung bekamen. Nur mit Mühe gelang es uns, die Leiche zum Kirchhofe zu bringen. Er lag auf dem höchsten Punkte des Dorfes und gewährte eine weite Aussicht über die Höhen. Sie waren alle schneefrei, aber an den Seiten der Gebirge schossen unzählbare Bäche hinab, welche in breiten Strudeln Haide, Gestrüpp und Erde mit sich hinabführten.

Dieser Anblick fiel mir schwer auf das Herz, denn ich dachte, in der Ebene, wo sich das Wasser sammelte, müsse die Ueberschwemmung noch größer sein und könne leicht unser Haus gefährden. Dasselbe lag allerdings auf einem Hügel und das Wasser, welches von diesen Anhöhen hinabstürzte, kam nicht in jene Gegend, aber dennoch wurde meine Unruhe von Minute zu Minute größer, und trotz aller Warnungen bestieg ich mein Pferd und begab mich auf den Heimweg. Die Straße war so sehr aufgeweicht, daß mein Pferd jeden Augenblick stecken blieb; mit Mühe und Noth erreichte ich meine Heimath und sah zu meiner Freude, daß hier noch keine Gefahr war. In meinem Hause angekommen, stürzte ich zuerst nach der Wiege meines Kindes und wurde von einem unbeschreiblichen Entzücken erfaßt, als ich Maria gesund in seinem Bettchen fand.

Mein Mann war in großer Sorge um mich gewesen; jetzt aber jubelte er und meinte, wir hätten nichts

zu besorgen, da unser Haus eine zu hohe Lage habe. Von unsern Fenstern konnten wir auf den Strom sehen. Er lag noch unter seiner Eisdecke, aber man traf Vorsichtsmaßregeln. Tausende von Menschen waren auf dem hohen Damme beschäftigt, denselben mit Schanzen und Erde noch mehr zu erhöhen. Auch mein Mann wurde gerufen, um auf einer Strecke die Arbeiten leiten zu helfen.

‚Geh' nicht,' sagte ich, ‚ich fürchte mich mit dem Kinde und den Dienstboten allein zu bleiben.'

‚Ich darf mich dem Rufe nicht entziehen,' sagte er; ‚es ist jedes Bürgers Pflicht, in Zeiten der Noth Hand anzulegen; übrigens brauchst Du Dich gar nicht zu fürchten; das Wasser wird nicht bis hierher kommen.'

Er verließ eiligst das Haus, und bald nachher sah ich ihn auf dem Damme. Die Nacht kam. Da wurden auf den bedrohten Punkten allenthalben Fackeln aufgepflanzt, bei deren Licht man die Arbeiten fortsetzte. Ich kam nicht vom Fenster weg, sondern schaute mit ängstlichen Blicken nach dem Strome und den Lichtern.

In weiter Ferne hörte ich jetzt einen Kanonenschuß, dann folgte näher ein zweiter, noch näher ein dritter, und jetzt sah ich's unter mir aufblitzen und hörte es in meine Ohren krachen. Einen Augenblick später sah ich, wie das Eis sich hob und sich mit furchtbarem Krachen in die Höhe thürmte. Andere Eismassen schoben dasselbe vorwärts, schleuderten es gegen den Damm und schnitten die neuaufgesetzte Krone ab. Die Arbeiter wichen zurück, denn gegen die Gewalt des Eises war nichts auszurichten.

Das war übrigens ein bloßer Anfang. Alle Bäche, welche in den großen Strom mündeten und die bisher ebenfalls unter dem Eise erstarrt gewesen waren, führten ungeheure Eis- und Wassermassen herbei. Die Eisschollen wurden mit solcher Gewalt geschoben und gedrängt, daß sie in Millionen Stöcke zersplitterten. In einem Nu war der Damm durchbrochen, und mit schrecklichem Rauschen und Brüllen ergoß sich das Wasser in die Ebene, die sich sogleich in einen unbegränzten See umwandelte.

Weinend lief ich vor die Thüre, um nach meinem

Manne zu sehen, aber ich starrte nur in den See zu meinen Füßen. Von meinen Dienstboten war Niemand mehr da; die Neugierde hatte sie in das Dorf getrieben.

Ich rief den Namen meines Mannes so lange, bis ich heiser wurde, aber ich bekam keine Antwort. Da eilte ich in schrecklicher Angst zurück zu meinem Kinde. Es schlummerte so süß und hatte von der Gefahr keine Ahnung.

‚O Herr Jesus Christus,‘ rief ich, ‚schütze es, schütze es!‘ Zugleich nahm ich das goldene Kreuz vom Halse und band es meinem Kinde um. Dieses Kreuz war seit mehreren hundert Jahren im Besitze der Familie und es ging die Legende, daß derjenige, welcher es trug, in allen Gefahren einen festen Schutz habe.

Bis jetzt war es rings umher still gewesen; nun aber entstand ein tausendstimmiger Hilfeschrei, der mir Mark und Bein erschütterte, denn es war ein Zeichen, daß die Dorfbewohner mit der Wasserfluth zu kämpfen hatten. Meine Angst stieg von Sekunde zu Sekunde, denn mein Mann kam immer noch nicht. Betend, schluchzend, schreiend lag ich auf den Knieen. Da war es mir, als höre ich draußen ein Brausen und Kluckſen, wie es von andringendem Wasser hervorgebracht wird. Unfähig, mich zu erheben, schaute ich nach der offenstehenden Thüre und forschte nach der Ursache des Geräusches. Mir schien es, als schöben sich gewaltige Eisschollen hin und her. Da mit einemmale entstand ein furchtbares Krachen und ein Theil der Mauer stürzte ein, das Eis hatte dieselbe zusammengedrückt. Zugleich schoß ein Wasserstrom herein, der gleich so stark wurde, daß er mich vom Boden aufhob. Zwischen zwei Tische geklemmt konnte ich mich nicht bewegen.

Blitze zuckten jetzt durch das Dunkel, und zu meinem Schrecken sah ich, daß das Bettchen mit dem Kinde durch das Wasser aufgehoben und aus der Stube in den See getragen wurde. Alle meine Kräfte zusammennehmend, suchte ich mich loszureißen, aber es gelang mir nicht, und schon stieg mir das Wasser bis an die Brust. Ich starb nicht gern, aber dennoch achtete ich mein eigenes Leben gegen das meines Kindes gering.

‚Gudula hierher, Gudula, Gudula!‘ ertönte jetzt eine Stimme, und ein Kahn wurde durch die Mauerbresche in die Stube geschleudert. Es war mein Mann; ich konnte ihn deutlich erkennen, denn am Hintertheile des Kahnes brannte eine Fackel.

‚Maria ist fortgeschwemmt,‘ rief ich, ‚suche das Kind und laß mich hier sterben!‘

Er sprang aus dem Kahne und griff nach mir, aber es dauerte einige Zeit, bis er mich losmachen konnte. Als es ihm endlich gelang, war der Kahn nicht mehr da; das Wasser hatte ihn mit fortgenommen. Verzweiflungsvoll sahen wir denselben, an der Fackel kenntlich, in der Ferne treiben.

‚Nun sei uns Gott gnädig,‘ sagte mein Mann und führte mich zur Treppe, welche zur ersten Etage führte, denn wir konnten uns in der immer höher anschwellenden Fluth nicht mehr aufrecht halten. Das Toben des Wassers war so gewaltig, daß ich einen Augenblick sogar mein Kind vergaß.

Man konnte deutlich hören, daß der Eisschollen immer mehr wurden; mit Macht prallten sie gegen das Haus an, so daß das ganze Gebäude zitterte. Das Wasser wuchs so rapid, daß wir uns auf die zweite Etage begeben mußten. Hier waren wir kaum angekommen, als es unter unsern Füßen zu krachen begann. Der Boden wich, das Haus stürzte zusammen und wir versanken in die Tiefe. Ich fühlte noch, wie mich das eiskalte Wasser überströmte, dann verlor ich das Bewußtsein.

Ich glaubte, eine Ewigkeit im Wasser gelegen zu haben, als ich wieder zu mir kam und gewahr wurde, daß ich auf einer großen Eisscholle lag und auf dem Wasser schwamm. Meine Glieder waren starr und ich konnte sie nicht bewegen. Mit der größten Anstrengung gelang es mir endlich, mich zu erheben. Rings um mich her sah ich bei der aufgehenden Morgensonne nur Wasser.

Ueber mir erhob sich ein lang gestreckter Berg; dort hatten sich die Bewohner des Dorfes versammelt, welche

aus ihren Häusern geflüchtet waren. Ich schrie so laut ich konnte und flehte ihre Hülfe an; aber keiner konnte sich mir nähern, denn ich trieb zwischen hohen Eisschollen und befand mich weit vom Ufer. Mein Gatte war nicht bei mir und von dem Bettchen meines Kindes sah ich ebenfalls nichts. Eine Zeitlang hielt mich die Angst aufrecht, aber die Kräfte rieben sich doch bald auf und ich stürzte bewußtlos nieder.

Abermals erwachte ich und sah zu meinem Schrecken, daß die Eisscholle dicht neben mir durchgebrochen war; eine unvorsichtige Wendung konnte mich in's Wasser schleudern. Mühsam schleppte ich mich von dem Rande hinweg und ließ mich auf den Trümmern eines Schrankes nieder, der ebenfalls auf der Scholle lag. Ich wußte nicht, war ich auf dem Strom oder auf dem ausgetretenen Wasser, aber ich war mir bewußt, daß ich mich in einer entsetzlichen Gefahr befand; wenn die Scholle noch mehr zerbröckelte, so war ich unrettbar verloren.

Um das Unglück voll zu machen, dachte sich jetzt der Boden ab, und das Wasser schoß in rapider Schnelligkeit bergab; häufig stieß meine Scholle mit andern zusammen und jeden Augenblick bröckelte eine Kante ab. Bald ergab ich mich in den Tod, bald schrie ich entsetzlich um Hülfe. Da kamen mir die Worte von Schulze, die ich wenige Stunden vor dem Losbruche des Unglücks gelesen hatte, in's Gedächtniß:

Zur Höhe mußt Du frommen Blickes schauen,
Wenn Nacht und Grauen Deinen Pfad umhüllt,
An's Vaterherz mußt Du Dich kindlich wenden,
Wenn tiefer Kummer Deine Brust erfüllt.
Nur Gott allein kann jedes Leiden enden,
Und jede Klage wird von ihm gestillt;
D'rum, ob es Nacht sei, ob der Morgen tage,
Das Aug' empor in Wonn' und Plage.

Diese Worte gaben mir das Gottvertrauen wieder; in mein Schicksal ergeben, nahm ich in Gedanken Abschied von meinem Gatten und meinem Kinde und machte mich

betend zum Sterben bereit. Plötzlich wurde die immer kleiner gewordene Scholle von einer andern gefaßt und an das Ufer geschleudert. Ich war gerettet."

VI.

„Erheben konnte ich mich nicht; aber es war ein rettender Engel da. Nicht weit von dem Platze stand ein Häuschen. Der Bewohner desselben, ein armer Bauersmann, hatte die Scholle kommen sehen. Eiligst kam er jetzt aus seiner Hütte herbei, hob mich von meinem kalten Lager auf und trug mich in seine Stube. Seine Frau war eine echte Samariterseele; mitleidig nahm sie mich auf, flößte mir heißen Thee ein, entkleidete mich und legte mich in ein Bett, wo sie mir die Glieder rieb, bis ich einschlief.

Sechs lange Wochen lag ich in einem todesgefährlichen Fieber und als ich mich endlich erheben konnte, war ich so schwach, daß ich kaum im Stande war, einen Fuß vor den andern zu setzen. Meine Pflegerin führte mich in den Garten, wo bereits die Blumen in vollem Flor waren. Die Luft und die gute Pflege wirkten günstig auf mich ein. Allmälich kehrte auch mein Bewußtsein zurück und ich erinnerte mich all' der Einzelnheiten, welche meinem Unglücke vorhergegangen waren, besonders lebhaft standen mir die Umstände, wie ich von meinem Gatten und von meinem Kinde getrennt worden war, vor Augen.

‚Ich muß fort, ich muß meinen Mann und mein Kind suchen,' sagte ich. Jetzt erst fragten mich die guten Leute, wo ich zu Hause sei, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich vernahm, daß ich mich noch zehn Wegstunden von meiner Heimath befand. Anfangs wollten sie mich nicht ziehen lassen, weil sie befürchteten, ich möge unterwegs erliegen, aber ich ließ mich nicht mehr halten.

Dankend nahm ich Abschied und versprach ihrer zu gedenken, wenn ich wieder in meinem Heim angekommen sei. Das Verlangen nach den Meinigen gab mir Kraft, aber ich kam doch nur langsam vorwärts. Häufig mußte

ich ausruhen und bei guten Leuten einkehren. Erst am vierten Tage erreichte ich meine Heimath; aber ich kannte sie kaum wieder. Im Dorfe, auf das ich hinabschauen konnte, schien kaum ein Haus stehen geblieben zu sein. Ueberall war man am Mauern und Zimmern, um dürftige Wohnungen herzustellen. Endlich erreichte ich die Anhöhe, wo unser Haus gestanden. Traurig setzte ich mich nieder und starrte die noch mit Wasser gefüllten Keller an; denn von dem Hause war kein Stein und kein Balken übrig geblieben. Die Stelle, wo der wohlgepflegte Garten gelegen, war ein wüstes Loch von Sand und Kies; ebenso sah es mit den Feldern aus.

Da kam der Pfarrer des Weges. Ich sprang auf und fragte nach meinem Gatten und meinem Kinde. Der alte Mann kam in große Verlegenheit und suchte Ausflüchte, aber das Lügen wollte ihm nicht über die Lippen. ‚Gudula,‘ sagte er mit halberstickter Stimme, ‚sei stark und muthig und füge Dich in die Rathschlüsse Gottes. Als die Wasserfluth verlaufen war, haben wir die Leichen, welche in derselben um's Leben gekommen, begraben.

‚Waren sie auch darunter?‘ fragte ich.

Er gab keine Antwort, sondern nickte nur mit dem Kopfe.

In diesem schrecklichen Augenblicke fluchte ich auf Gott und die Menschheit und wollte aus Verzweiflung meinem Leben ein Ende machen. Der alte Mann aber verwies es mir mit sanften Worten und sprach: ‚Viele in unserm Dorfe haben mehr verloren, als Du, und sich doch nicht der Verzweiflung hingegeben. Vergiß nicht, daß sie jetzt im Schooße Gottes und allem menschlichen Elende entrückt sind. Wohl bist Du schwer geprüft, aber was Du verloren, ist nur der irdische Theil Deiner Lieben. Zeitweilig mußt Du auf sie verzichten, doch wird eine Zeit kommen, wo Du sie wiederfindest, um sie nicht wieder zu verlieren. Geh' mit mir hinab in's Dorf; die Gemeinde hat mir dort ein Nothhaus aus Brettern aufgeschlagen; auch für Dich ist Raum darin.‘

Mein Leid konnte ich nicht loswerden, aber ich schämte mich meines Betragens und ließ mich hinabführen. Die Schwester des Pfarrers nahm mich liebreich auf und sorgte für meine Bedürfnisse.

Ich wollte wissen, wo man den Leichnam meines Mannes und meines Kindes gefunden, und sie erzählte mir Folgendes: ‚Als das Wasser zurücktrat, fand man die Leichen vieler Unglücklichen. Dein Mann wurde im Walde gefunden; man kannte ihn an der Kleidung. In seinen Armen hielt er ein Kind, welches nur mit einem Hemdchen bekleidet war.‘ ‚O, meine Maria,‘ rief ich. ‚Hatte sie das Kreuz noch um den Hals?‘

‚Nein, Gudula; auch war sie unkenntlich, denn das kleine Köpfchen war zwischen dem Eise zerquetscht; aber Deine Magd erkannte es an dem Hemdchen.‘

‚Vielleicht ist es mein Kind nicht gewesen?‘ rief ich.

‚Ich sagte Dir ja, daß Deine Magd es an dem Hemdchen erkannte.‘

‚Wo ist sie? Sie soll kommen und mir die Kennzeichen sagen.‘

‚Sie ist nicht mehr unter den Lebenden. Die Folgen des Schreckens und der Kälte haben sie getödtet. Viele Leichen, sowohl von Erwachsenen als von Kindern, sind gar nicht wieder gefunden worden. Der Strom hat sie in's Meer getragen; die Deinigen aber haben ein christliches Begräbniß gefunden. Tröste Dich, Gudula, einst wirst Du sie wiedersehen!‘

Trost aber fand ich nicht, und da, wo ich ihn holen konnte, auf dem Grabe meiner Lieben, wurde ich stets bis auf den Tod betrübt.

Nach einiger Zeit erinnerte ich mich, daß unser ganzes Vermögen in dem eingestürzten Hause gewesen. Mein Mann hatte kurz vorher seine Kapitalien eingezogen, um sie vortheilhafter unterzubringen. Ich wußte genau, daß er das Geld in eine große Blechschatulle gelegt hatte, die in seinem Schreibpulte stand. Da sich dieselbe möglicher Weise in der Umgegend des Hauses wiederfinden konnte, so machte ich mich auf und suchte die Gegend ab;

auch fand ich Trümmer von meinen Möbeln, aber keine von dem Schreibpulte. Zwanzigmal hatte ich die Umgegend durchstreift, ohne Etwas zu finden.

Nach einiger Zeit war das Wasser im Keller verdunstet, und ich sah in demselben allerlei Gerümpel. Mit unendlicher Mühe durchsuchte ich denselben und wendete jedes Stückchen Holz um, aber ich fand keinen Splitter von meinem Eigenthum. Endlich mußte ich mich wohl in den Gedanken, nichts mehr zu besitzen, ergeben, aber es that mir sehr leid, daß ich meinen guten Pflegern nichts geben konnte. Ich machte nun den Versuch, meinen Garten und Ländereien zu verkaufen, aber Niemand wollte sie haben, weil keine Frucht mehr darauf gezogen werden konnte. Endlich gelang es mir, sie für einen kaum nennenswerthen Preis loszuschlagen. Die Hälfte gab ich meinen Pflegern und mit der andern wanderte ich von dannen, um mir eine neue Heimath zu suchen; denn in der alten, wo ich jede Stunde an meine Lieben erinnert wurde, konnte ich es nicht mehr aushalten.

Ich hatte mich aber getäuscht, wenn ich glaubte, die Veränderung des Ortes werde meine Leiden mildern; sie wurden nur noch größer, denn mein Herz war die Quelle der Qual und ich erfuhr, wie wahr der Dichter Salis sagt:

Wohnst Du auch in engen Klausen,
Fern von der Welt und ihrer Lust,
Ach, der Versucher wohnt nicht draußen,
Er wohnt in Deiner eignen Brust.

Wie oft änderte ich meinen Wohnsitz und immer blieb es dasselbe, bis ich endlich in diese Gegend kam. Ich wurde alt und gebrechlich; statt darüber zu trauern, machte es mich fröhlich, denn ich näherte mich ja immer mehr dem Zeitpunkte, wo ich mit den Meinigen wieder vereinigt werde. So kam ich in dieses Haus, und seitdem ich es betreten, ist der Frieden über mich gekommen, ja ich kann sagen, eine gewisse Heiterkeit hat Besitz von meiner Seele genommen. Ich habe keinen Wunsch mehr, als bald zu sterben.“

Martina reichte der Freundin die Hand und sprach: „Auch Dich hat ein herbes Geschick getroffen, aber Du bist doch unendlich viel glücklicher gewesen, als ich, denn Du hattest einen braven Gatten und kannst an ihn zurückdenken, ohne von Scham und Reue gequält zu werden."

„Mache einen Strich darüber, Martina; der Himmel ist uns ja Beiden gnädig gewesen, daß er uns zusammenführte. Gleiches Leid verbindet die Herzen, und was dem Einen allein zu schwer wird, das trägt der Andere mit."

Martina unterdrückte ihre Seufzer und lächelte. „Ich will es in meinen alten Tagen noch lernen, das Leben von einer so guten Seite zu nehmen, wie Du," sagte sie; „dabei soll es bleiben. Amen!"

Draußen begann der Schneesturm wieder und die beiden Alten freuten sich, daß sie nicht draußen zu sein brauchten.

„Martina," sagte Gudula, „laß das Spinnrad ruhen; heute ist der Tag, an dem ich mit meinem Manne an den Altar trat. Als er noch lebte, pflegten wir denselben durch eine rauschende Festlichkeit zu feiern, und als ich arm und allein war, ließ ich ihn nie vorübergehen, ohne meine Blicke zum Himmel zu richten und mir irgend einen kleinen Genuß zu verschaffen. Auch heute wollen wir einen Festtag haben."

„Gut," antwortete Martina, „und ich hätte einen Vorschlag, wie wir die Feier arrangiren."

„Laß hören!"

„Wir können es auf dreierlei Weise. Neulich hat uns der Fabrikherr, für den wir spinnen, etwas über den Lohn gegeben, um uns einen guten Tag zu machen, und das ist bis jetzt noch nicht geschehen."

„Ganz mein Gedanke," sprach Gudula.

Martina holte aus dem Wandschränkchen zwei Tafeln Chocolade, ein Schächtelchen mit grünem Thee und ein kleines Fläschchen mit Cognak.

„Nehmen wir den Cognak, die Chocolade oder den Thee?" fragte sie.

Diese Frage war bei den armen Frauen nicht so

ganz leicht zu entscheiden. Gudula schwankte hin und her; am liebsten wäre ihr eigentlich die Chocolade gewesen, aber sie meinte, sie seien eigentlich zu alt und zu verständig, um ihren Gelüsten die Zügel schießen zu lassen.

„Ich getraue mir nicht, die Wahl zu treffen," sagte sie; „entscheide Du."

Heimlich wünschte sie, Martina möge den guten Einfall haben, sich für die Chocolade auszusprechen, aber sie hütete sich wohl, es merken zu lassen.

„Hm," sprach Martina, „wenn ich die Wahrheit gestehen soll, wäre ich wohl auf ein Täßchen Chocolade lüstern, aber gerade deßwegen möchte ich anders wählen. Man darf seinen Wünschen nicht gar so leicht nachgeben."

„Du meinst also nicht die Chocolade," sagte Gudula etwas herabgestimmt, „hm, ja, es ist wahr, man muß sich bezähmen. Was meinst Du davon, wenn wir loosten; Du hast ja Glück im Spiel und triffst gewiß das Richtige."

„Ja, loosen, das ist gut! Oder rathen!"

„Mir auch recht! Du sollst mit verbundenen Augen rathen!"

Gudula nahm ein dickes Tuch, verband ihrer Stubengenossin die Augen und fragte: „Soll es das sein?"

„Nein!"

„Das?"

„Nein."

„Nun ist nur noch der Thee übrig," sagte Gudula etwas kleinlaut. „Wir werden also Thee trinken. Es ist übrigens recht gut, daß die Wünsche des Menschen nicht immer in Erfüllung gehen. Je mehr man sich im Entsagen übt, desto stärker wird man am Willen."

Martina band das Tuch los und warf einen Blick, der wie schmerzliche Entsagung aussah, auf die Chocolade.

„Du," sagte sie, „ich habe recht dumm gerathen, aber was einmal geschehen ist, das soll nicht mehr geändert werden. Nachdem wir viel größern Dingen entsagen mußten, können wir auch die Chocolade entbehren."

Gudula setzte den Wasserkessel wieder auf den Ofen

und legte neues Feuerungsmaterial zu; dann setzte sie sich auf die rechte Seite des schwarzen Freundes und Martina setzte sich auf die linke. Sie waren fröhlich und guter Dinge und plauderten allerlei Schnickschnack aus ihren Mädchenjahren, d. h. aus jenen fröhlichen Tagen, wo sie noch nicht daran dachten, sich zu verheirathen. Es war von Schleifen und Bändern, von Schlittschuhlaufen und Maiglöckchen die Rede, und die alten Damen wurden immer kindlicher.

Der Ofen machte seine Sache vortrefflich; er mußte Freude an den Alten haben, denn sein eisernes Herz wurde immer wärmer und bald bekam er so rothe Backen, daß sie leuchteten und wärmten und die Damen zwangen, sich etwas weiter zu entfernen.

Das Wasser im Kessel geberdete sich ebenfalls ganz lustig, fing an zu pusten und zu singen und klapperte in einem fort mit dem Deckel. Gudula holte die Tassen herbei und wollte eben den Thee aufschütten; da wurde sie so erschrocken, daß sie den glühenden Topf fast hätte fallen lassen. Auch Martina fuhr in die Höhe und rief: „Jesus, Maria, Josef!“ Dieser Schrecken kam von einem lauten Schlage gegen das Fenster. Dem ersten folgte noch ein zweiter und dann der Ruf: „He, hollah, macht einmal die Thüre auf!“

In dem Stübchen der beiden Frauen war nichts zu stehlen, aber sie dachten doch sogleich an Räuber und schrieen, als ob sie ihnen schon am Halse säßen.

„Macht mir auf,“ rief die Stimme draußen, „sonst muß ich das Fenster einschlagen.“

Martina glaubte auf den gefrorenen Fensterscheiben den Schatten eines Riesen zu sehen; das jagte ihr noch mehr Angst ein. Gudula aber meinte, gegen ein solches Ungeheuer hälfen auch die dünnen Scheiben nicht und sei es am besten, wenn sie ihn einließen und mit der Chocolade beschwichtigten; wenn er das Bett stähle, so müßten sie sich das in Gottes Namen gefallen lassen, anders aber sei nichts Mitnehmenswerthes da.

Mit einem lobenswerthen Heldenmuthe verließ sie

die Stube und öffnete draußen die Hausthüre, hinter welcher sie vorsichtig Posto faßte, bis der Riese vorüber war.

Dieser zeigte sich aber durchaus harmlos. „Wo sind Euere Männer?“ fragte er; „sie müssen kommen und uns helfen, den Wagen aus dem Schnee ziehen.“

„Unsere Männer sind lange todt,“ antwortete Gudula, „aber wir Beide wollen helfen, so gut wir können.“

Der Kutscher, denn ein solcher war der vermeintliche Riese, setzte nicht viel Vertrauen in ihre Hülfe, aber er nahm sie doch an und führte die beiden Frauen eine Strecke weit hinaus auf die Landstraße. Da stand ein mit zwei Pferden bespannter Wagen und hing halb an der Seite.

„Hebt hinten,“ sagte der Kutscher, „ich treibe indessen die Pferde an. Hoiho! Vorwärts!“

Die Weibchen hoben, daß ihnen trotz der Kälte der Schweiß von der Stirne lief; die Pferde zogen, daß die Ketten krachten, aber der Wagen regte sich nicht. Ein zweiter und dritter Versuch hatte denselben Mißerfolg.

„Es geht nicht,“ sagte Martina, „denn unter dem einen Rade ist der Straßengraben und es stemmt sich gegen die Böschung. Wenn der Schnee nicht wäre, könnte man hinabsteigen und heben, aber dazu gehört Manneskraft. Ihr müßt in die Stadt gehen und starke Männer holen.“

Der Kutscher kratzte sich am Kopfe und im Wagen hörte man ein leises Wimmern. „Mutter,“ sagte ein feines Stimmchen, „ich erfriere.“

„Sind Leute drin?“ fragte Gudula.

Da wurde von Innen der Wagenschlag geöffnet und eine Frau steckte den Kopf heraus.

„Madame,“ sagte Gudula, „es kann noch lange dauern, bis der Wagen wieder frei ist. Gehen Sie so lange mit uns; wir können Ihnen ein warmes Stübchen bieten.“

Die Fremde nahm das Anerbieten mit Dank an, stieg aus und holte ein feines, in Decken gewickeltes Mädchen heraus.

„Tragen Sie Genovefa!“ sagte sie zum Kutscher, „nachher gehen Sie in die Stadt, um Leute aufzutreiben;

der Wagen und die Pferde können nicht die ganze Nacht im Freien bleiben."

In dem Stübchen angekommen, schälte die Mutter ihr Kind aus den Tüchern, und es kam ein allerliebstes Mädchen zum Vorscheine, welches blau vor Kälte war. In der Wärme aber lebte sie bald wieder auf und fing an zu plaudern: „Hier ist es schöner, als draußen im Schnee, hier wollen wir bleiben, bis Papa kommt."

„Er wird morgen da sein, Genovefa. Jetzt aber wollen wir froh sein, daß wir so gute Leute gefunden haben."

Der Wasserkessel auf dem Ofen war noch immer am Singen. Gudula hob ihn ab, that den Thee in den Topf, schüttete Wasser darauf und ließ ihn ziehen.

„Sie sind lange in der Kälte gewesen," sagte sie, „ein warmes Täßchen Thee wird Ihnen und dem Kinde wohl thun, aber wir haben leider weder Milch noch Zucker. Vielleicht thut's ein Tropfen Cognak!"

Die fremde Dame lächelte und entgegnete: „Sie kommen meinen Wünschen entgegen; wir sind durch und durch kalt und trotz der Wärme der Stube sitzt mein Herz wie in einem Eisklumpen."

Gudula und Martina hatten den Hochzeitstag feiern und sich etwas zu Gute thun wollen, aber sie verzichteten gerne auf den seltenen Genuß, schenkten den Thee in die Tassen und gossen Cognak dazu.

Das warme Getränk that den halb Erstarrten wohl; sie lebten wieder auf und verzehrten das letzte Tröpflein der beiden Getränke. Der kleinen Genovefa aber fielen die Augen zu. Martina legte sie in das Bett, deckte sie zu und sang ihr ein Schlafliedchen.

Unterdessen hörte man draußen die schweren Tritte der Männer, welche mit dem Kutscher die Landstraße hinabgingen, um den Wagen zu heben. Das gelang mit leichter Mühe, aber als er auf dem Straßendamme stand, stellte sich heraus, daß ein Rad gebrochen war. Es mußte eine Schleife untergelegt werden, damit man ihn in die Schmiede transportiren konnte.

Nach einiger Zeit erschien der Kutscher wieder in dem warmen Stübchen und rapportirte: „Madame, der Wagen steht vor der Thüre, aber es ist ein Rad gebrochen; wir haben eine Schleife untergelegt. Wenn es Ihnen beliebt, begeben wir uns jetzt zum Gasthofe.“

Die Dame warf einen Blick auf das Kind, welches so sanft schlummerte und streckte die Hand aus, um es zu wecken.

„Nein, nein, Madame,“ rief Gudula; „es wäre eine Schande, das Kind aus dem Bette zu nehmen. Bleiben Sie die Nacht hier; morgen können Sie in den Gasthof gehen.“

Die Fremde fand diesen Rath gut, denn sie selbst befürchtete, das Kind könne eine Erkältung davon tragen. „Aber wo bleiben Sie?“ fragte sie.

„Sie werden uns gütigst erlauben, die Stube mit Ihnen zu theilen, denn wir haben keine andere.“

Nun trug sie doch Bedenken, den alten Frauen den Schlaf zu rauben, aber diese lachten und sagten, sie würden ebensogut auf den Stühlen schlafen und es sei sogar ein Gewinn für sie, wenn sie gar nicht schliefen, sondern sich mit Spinnen beschäftigten; sie würden um so mehr verdienen.

Lange wurde hin- und hergestritten, endlich aber trugen die beiden Alten den Sieg davon. Da wandte sich die Dame an den Kutscher: „Bringen Sie den Wagen in die Schmiede; stellen Sie die Pferde im Gasthofstalle ein und lassen Sie sich dort ein Zimmer und eine Mahlzeit geben. Sagen Sie dem Wirthe, daß er auf morgen eine Stube für mich bereit hält.“

Der Kutscher verließ das Haus und die Frauen plauderten noch eine Weile mit einander; endlich meldete sich bei der Dame der Schlaf. Sie wollte sich in eine Ecke der Stube setzen und das Kind auf den Schooß nehmen, damit ihre Gastfreundinnen der Ruhe nicht beraubt würden; aber das litten Gudula und Martina nicht, und sie mußte sich bequemen, neben ihrem Kinde Platz zu nehmen. Sie aber legten neue Kohlen auf den Ofen und setzten

sich um die Spinnräder. Das eintönige Schnurren trug dazu bei, daß die Dame bald einschlief.

„Das wird eine theure Nacht,“ flüsterte Gudula; „morgen werden wir keine Kohlen haben.“

„Und kein Oel,“ antwortete Martina, „aber der liebe Gott lebt ja noch; lassen wir uns darum die Haare nicht noch grauer werden.“

„Ei, freilich, wir konnten es ja nicht besser anwenden, und es ist mir gerade, als ob ich den Thee mit dem Cognak selbst getrunken hätte. Eigentlich verlieren wir gar nichts, denn was wir an Kohlen und Oel verbrauchen, das kommt durch das Spinnen wieder ein. Ein bischen Schlaf können wir schon entbehren, es schadet uns nichts.“

Nach einer Weile fuhr Gudula fort: „Die Dame hat gleich mein Herz gewonnen; sie ist nicht im mindesten hochmüthig und hat nicht einmal gezückt, als sie aus der schlechten geborstnen Tasse trank. Zu Hause hat sie es doch sicher viel besser. Es kommt mir gerade vor, als ob ich sie schon lange gekannt hätte, sie hat ein so angenehmes Gesicht und eine so liebe Stimme. Die kleine Genovefa ist übrigens ein wahrer Engel, und sie gleicht ihrer Mutter, wie ein Tropfen Wasser dem andern.“

Noch lange plauderten sie zusammen und ließen die Räder schnurren. Endlich aber erlosch die Lampe, weil kein Oel mehr darin war. Da lehnten sie sich auf ihren Stuhl zurück und schliefen ebenfalls ein.

Die Fremde erwachte am folgenden Morgen, als es noch dunkel in der Stube war und hörte folgendes, leise geflüstertes Zwiegespräch:

„Halte Dich nur ruhig, daß sie nicht wach werden; es ist kein Oel mehr da, und wir könnten die Lampe nicht anzünden.“

„Wie viel Kohlen haben wir noch?“

„Ein ganz kleines Körbchen; es wird genug sein, um das Frühstück zu bereiten.“

„Gott sei Dank! Wie freue ich mich nun, daß wir die Chocolade noch haben. Wir hätten ihnen sonst nichts

zu trinken geben können, denn unsern schlechten Kornkaffee würden sie nicht mögen."

„Und wenn sie nun auch die Chocolade nicht liebten?"

„Dann wäre Holland in Noth; wir müßten sie hungrig ziehen lassen."

„Wie viel Geld haben wir noch?"

„Vierzig Pfennige."

„Dann können wir keine Kohlen kaufen, und die Kälte ist doch so groß."

„Es thut nichts, wir werden ein paar Tage kalt sitzen und trockenes Brod essen, dann ist der Verlust wieder eingeholt."

„Ich will Dir vorschlagen, wie wir die vierzig Pfennige verwenden wollen, um unsern Gästen ein angenehmes Frühstück zu bereiten. Schwarzbrod werden sie nicht essen. Wir kaufen deßhalb für jeden zwei Weißbrödchen, macht zwölf Pfennige, für vier Pfennige Milch, macht sechszehn Pfennige, für zwölf Pfennige Zwieback, macht achtundzwanzig Pfennige und für zwölf Pfennige Butter macht vierzig."

„Damit bin ich einverstanden. Es ist immer noch ein recht ärmliches Frühstück, aber mehr können wir ja nicht geben; wie gerne wollten wir's sonst thun."

Die Fremde hörte jedes Wort, aber sie gab sich den Anschein, als ob sie noch schlief.

Nach einer Weile hob Gudula wieder an: „Es zeigt sich der erste Tagesschimmer, wir brauchen also keine Lampe. Ich will nun zum Bäcker gehen und die Einkäufe machen; zünde Du indessen den Ofen an und setze das Wasser auf, aber ja recht leise, damit sie nicht erwachen, bis Alles fertig auf dem Tische steht. Es muß so aussehen, als hätten wir Alles im Ueberflusse, sonst werden sie noch Bedenken haben, zu essen und ich möchte doch, daß es ihnen recht gut schmeckte."

Sie verließ mit einem Körbchen und den vierzig Pfennigen das Haus und setzte den Bäcker durch ihre Einkäufe in nicht geringes Erstaunen, denn sie kaufte niemals Weißbrod und Zwieback, sondern nur grobes Schwarzbrod, und auch von Milch und Butter war sonst nicht die Rede.

Martina zündete unterdessen den Ofen an und setzte Wasser auf, aber es ging Alles so stille her, als ob es ein großes Geheimniß wäre. Gudula scheuerte den Tisch und flüsterte: „Es ist schade, daß wir keine Decke haben; der Tisch sieht so nackt aus."

„Was meinst Du von meinem alten Umschlagtuche? Es ist nicht schön, aber für eine Tischdecke kann es immer noch passiren."

„Wir wollen es einmal versuchen."

Gudula holte das Umschlagtuch und breitete es auf den Tisch, aber wie sie es auch legen mochte, in der Mitte kam immer ein Loch zum Vorscheine. „Wir könnten einen leeren Teller darauf setzen, so würde es nicht gesehen." Das schlug durch; zuerst wurde der Teller hingesetzt, dann zwei Tassen für Mutter und Tochter, sowie ein zweiter Teller mit den Brödchen und dem Zwieback. Der Teller, auf welchem die Butter war, gehörte dem Bäcker.

Nun machte Martina die Chocolade und stellte den Topf auf den Ofen. Gudula aber weckte die Dame und sagte ihr, das Frühstück sei bereit. Genovefa sprang munter aus dem Bette und sagte, daß sie großen Hunger habe.

„Dem kann abgeholfen werden," sprach Gudula, „denn die Chocolade wartet schon."

Mutter und Tochter schienen sich in dem armen Stübchen gut zu gefallen und ließen sich's vortrefflich schmecken.

„Wollen Sie nicht Theil nehmen?" fragte die Dame.

„Für uns ist es noch zu früh," antwortete Gudula, „wir bleiben gerne bei unserer Gewohnheit."

Nach dem Frühstücke erhob sich die Dame, sprach für die gute Aufnahme und Bewirthung ihren herzlichen Dank aus und fragte, welchen Weg sie nehmen müßte, um zum Gasthofe zu kommen.

„Ich werde Sie begleiten," sprach Gudula, „und Genovefa kann auf meinem Arme sitzen, damit ihr vom Schnee die Füßchen nicht kalt werden."

„O, ich kann laufen," rief das Mädchen ganz stolz und sprang durch die Stube, um zu zeigen, daß sie die

Wahrheit rede; dann faßte sie Gudula bei der Hand und drängte zum Gehen.

Der Gasthof lag im obern Theile der Stadt; sie hatten deßhalb einen ziemlich weiten Weg zu machen.

„Seid Ihr Schwestern?“ fragte die Dame.

„Nein,“ gab Gudula zur Antwort, „wir sind nicht mit einander verwandt, sondern haben uns hier kennen gelernt. Wir wohnten sonst getrennt; aber wir fanden es vortheilhafter und angenehmer, zusammenzuziehen. Wir können dadurch Manches sparen und haben Gesellschaft.“

„Ich hoffe Sie noch zu sehen, ehe ich von hier abreise,“ sagte die Dame, drückte ihr die Hand und begab sich in den Gasthof, während Gudula den Heimweg einschlug.

Der Gasthofsbesitzer stand gerade in der Thüre, als sie ankam. „Ich bedaure unendlich, daß Sie die Nacht in dieser elenden Hütte haben zubringen müssen,“ sagte er. „Hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt, so würde ich meinen Hôtelwagen geschickt haben.“

„Wir befanden uns ganz wohl dort.“

„Aber Sie haben weder Frühstück, noch Abendessen bekommen.“

„Beides, mein Herr, und es wurde mit der größten Liebenswürdigkeit gegeben.“

„Das wundert mich; die beiden Frauen sind sehr arm und leben auf die kümmerlichste Weise.“

Die Dame begab sich in ihr Zimmer und klingelte dem Kutscher. „Werden Sie das Haus noch wiederfinden, wo wir uns während der Nacht aufhielten?“

„Gewiß, es ist das letzte an der Straße.“

„Die Leute haben mich freundlich aufgenommen und mir ihr Letztes gegeben. Hier ist Geld. Kaufen Sie ein Fäßchen Oel, Kaffee, Zucker, Butter, Fleisch, einen Sack Kartoffel und eine Karre Kohlen.“

„Wie viel von Jedem?“

Sie nahm ein Blatt Papier, schrieb ihm Alles auf und setzte hinzu: „Wenn Sie Alles zusammen haben, lassen Sie sich vom Wirthe zwei Mittagbrod in einen

Korb packen, fügen einige Flaschen Wein hinzu und bringen Alles mit meinem Gruße dorthin."

„Eine gute Bezahlung für eine einzige Nacht-Herberge," dachte der Kutscher und machte sich auf den Weg, um die Befehle seiner Herrin auszuführen."

Die beiden Alten saßen wieder beim Spinnrade, als die Thüre aufging und der Kutscher eintrat.

„Eine schöne Empfehlung von Frau Mackart," sagte er, „und hier schickt sie Ihnen eine Kleinigkeit nebst ihrem Danke. Sagen Sie mir nur, wo ich die Sachen hinthun soll."

Wie waren Gudula und Martina erstaunt, als sie einen großen Karren voll Kohlen vor der Thüre fanden.

„Nun haben wir den ganzen Winter keine Noth," sagten sie; „wir können die alten Glieder recht durchwärmen. Aber wohin nun mit den Kohlen?"

„Habt Ihr keinen Keller?"

„Der Keller gehört eigentlich nicht uns, aber wir können ihn doch gebrauchen."

Der Kutscher öffnete draußen die Kellerlucke und ließ die Kohlen aufschlagen. Nun wurde hinter der großen Karre noch eine zweite sichtbar.

Der Kutscher brachte von derselben zuerst ein Fäßchen Oel und rollte es in die Stube; dann kamen nach der Reihe ein Topf mit Butter, ein Sack mit Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Kaffee, Fleisch, Mehl und dergleichen Dinge. Zuletzt kam ein Korb mit vielen Schüsseln und Tellern, und der Kutscher sagte, Madame Mackart wünsche ihnen guten Appetit zum Mittagsmahle.

Die Glücklichen standen ganz stumm vor Verwunderung; sie fanden keine Worte. Der Kutscher aber war bald verschwunden und ließ sie mit ihrer Freude allein.

„Das ist ja fast wieder wie in den Tagen des großen Reichthums," sagte Gudula, und vor Freude standen ihr die Thränen in den Augen. Der Martina ging es nicht besser; auch sie faßte es nicht, daß sie noch einmal im Ueberflusse leben sollte.

Sie stiegen zusammen in den Keller, um einen Eimer

Kohlen zu holen und zugleich den großen Vorrath in Augenschein zu nehmen; auch die übrigen Geschenke wurden einer Besichtigung unterworfen; zuletzt kamen sie an den Korb und deckten die Schüsseln auf. „Das reicht für acht Tage," riefen sie beide. „Wir sind die glücklichsten Menschen auf der Welt!"

Dafür hielten sie sich in der That, und sie meinten, sie könnten das in ihrem Leben nicht wieder gut machen.

Frau Mackart erwartete heute ihren Gatten, denn sie hatten sich verabredet, in dieser Stadt zusammen zu treffen. Sie saß mit Genovefa am Fenster und schaute der Straße nach, aber es wurde Mittag und Mackart war noch nicht da. Verspätete Ankunft war in diesen Tagen, wo der Schnee so hoch lag, nicht zu verwundern; die Wagen blieben oft stecken und mußten losgeschaufelt werden.

Wie kam es, daß Herr Mackart nicht mit seiner Frau und seinem Töchterlein zusammen war? Nun, seine Gattin hatte bei hellem, schneefreien Frostwetter eine Reise nach dem Oberrheine gemacht, um eine Freundin zu besuchen. Durch den ungewöhnlich starken Schnee wurde sie länger, als verabredet, zurückgehalten, und Herrn Mackart wurde das Alleinsein unbequem und langweilig. Er schrieb deßhalb an seine Gattin und sagte ihr, daß er ihr auf halbem Wege entgegenkommen werde.

Mackart führte mit seiner kleinen Familie ein sehr glückliches und behagliches Leben und hatte an den Gütern dieser Welt keinen Mangel. Von Kindesbeinen an war er auf dem Meere gewesen und hatte alle Stufen, vom Cajütenjungen bis zum Capitän durchgemacht. Fast in aller Herren Länder war er gewesen und hatte auf allen Meeren gefahren. Endlich wurde er des unruhevollen Lebens müde, kaufte sich in Holland ein kleines Besitzthum und begann einen bescheidenen Handel mit überseeischen Produkten. Der Zufall gab diesem Handel eine feste Grundlage, denn er fand auf seinem Besitzthume eine erhebliche Summe Geldes, mit dem er seinen Handel weiter ausdehnen konnte.

Später lernte er in Amsterdam eine arme Waise kennen, die er zu seiner Gattin nahm. Wir werden auf seine Lebensgeschichte später noch zurückkommen; doch wollen wir hier so viel sagen, daß es ihm ein Bedürfniß war, stets edle Thaten zu verrichten und die Armen nach Möglichkeit zu unterstützen. Der Mann genoß deßhalb einer vorzüglichen Heiterkeit des Geistes und war von seinen Mitbürgern hoch geachtet und geehrt.

Gegen Abend kam ein lustiges Schellengeklingel die Straße herauf, und etwas später hielt ein Schlitten vor der Thüre des Gasthofes. Ein Mann sprang aus dem Schlitten und fragte den ihm entgegenkommenden Oberkellner: „Ist Frau Mackart hier eingekehrt?"

„Ja wohl, mein Herr; eine Treppe hoch, Numero fünfundzwanzig."

Herr Mackart eilte die Treppe hinauf, und im nächsten Augenblicke hielt er Kind und Gattin in den Armen.

„Papa," sagte Genovefa, „ehe wir heimkehren, müssen wir die Tanten noch einmal besuchen."

„Welche Tanten, mein Kind?"

„Da unten, Papa! Kennst Du sie nicht? Ich habe von ihrem Thee und ihrer Chocolade getrunken und in ihrem Bette geschlafen."

„Wovon spricht sie, Maria?" fragte Mackart.

Maria erzählte ihm, wie sie in vorhergehender Nacht mit dem Wagen im Schnee stecken geblieben und von zwei alten Frauen in lieblichster und uneigennützigster Weise aufgenommen worden seien. Er war ganz gerührt, als er hörte, wie Gudula und Martina heimlich miteinander geflüstert hatten, um ein anständiges Frühstück zu Stande zu bringen.

„Sie haben also ihr ganzes Vermögen für Euch hingegeben," sagte er. „Waren es auch nur vierzig Pfennige, so thut das nichts zur Sache; sie gaben Alles. Ich hoffe, Maria, Du hast ihrer doch gedacht."

„Heute Morgen habe ich ihnen ein kleines Geschenk übersandt."

„Gehen wir hin, Papa?“ fragte Genovefa.

„Ich denke ja, mein Kind, und da wir morgen früh abreisen, so wollen wir es jetzt gleich thun. Kleidet Euch warm an und kommt zum Schlitten!“

Unten sagte er zum Kellner: „Sie werden uns für fünf Personen Abendbrod zu Gudula und Martina hinabschicken.“

„In die Hütte?“ fragte der Kellner verwundert.

„In die Hütte, ja wohl!“

Sie stiegen in den Schlitten und dieser rutschte mit melodischem Schellengeklingel die Straße hinab. Die beiden Mütterchen waren auf einen solchen Besuch nicht vorbereitet. Am Spinnrade sitzend, sangen sie ein frommes Lied und waren für die reichen Gaben von heute Morgen noch recht dankbar gestimmt. Da ging die Thüre auf und zu ihrem Schrecken gewahrten sie einen fremden Herrn, aber sie fühlten sich doch wieder erleichtert, als sie Maria und Genovefa in seiner Gesellschaft sahen, und nun wohl voraussetzen durften, daß es Herr Mackart war.

Er kam auf sie zu, drückte Beiden die Hand und sagte: „Ich bin gekommen, um mich für die Freundlichkeit, die Sie meiner Gattin und meinem Kinde erwiesen, zu bedanken.“

„Wir müssen danken,“ antwortete Gudula. „Ihre Frau Gemahlin hat uns so reich beschenkt, daß wir uns in der That schämen müssen.“

„Freuen wollen wir uns und nicht schämen,“ entgegnete Mackart; „heute essen wir Alle zusammen zu Abend und zwar hier im Stüblein.“

Martina verlor die Farbe ein wenig, denn sie wußte nicht, woher sie das Geschirr bekommen sollte, aber sie überlegte im Stillen schon, zu welchem Nachbarn sie laufen wollte, um zu leihen.

In Gudula's Geiste stiegen gleiche Besorgnisse wegen der Stühle auf, deren sich für fünf Personen nur zwei im Zimmer befanden. Wahrscheinlich las Mackart in ihren Augen, denn er befahl dem Schlittenführer, in den

Gasthof zurückzukehren, dort drei Stühle und das Abendessen nebst dem nöthigen Geschirr und Tischzeug zu holen.

„Ei, welch' einen feinen und gleichmäßigen Faden Ihr spinnt," sagte er. „Wahrhaftig, das Handspinnen ist so aus der Mode gekommen, daß man es fast nirgends mehr findet. Mir kommt die Lust an, von einem solchen Gespinnste ein Dutzend Hemden zu haben, und wenn Ihr nicht gerade durch einen festen Contract an die Fabrik gebunden seid, dann könntet Ihr auch schließlich für mich spinnen. Ohne zu fragen, welchen Taglohn Ihr verdient, biete ich Euch das Doppelte, schicke den Flachs und zahle den Spinnlohn jedesmal einen Monat voraus. Seid Ihr damit einverstanden, so schlagt zu."

Ob sie auch wohl damit einverstanden waren! Mit Freudenjauchzen schlugen sie ein und wollten sich noch in Dankesbezeigungen ergießen, aber davon wollte Mackart nichts wissen, und da bald nachher das Abendbrod kam, so hatten die beiden Weiblein die Hände voll, um Alles warm zu halten und gut zu placiren.

Ein fröhlicheres Mahl war in der armen Hütte noch nicht gehalten worden. Ziemlich spät erhob sich Mackart, legte Etwas unter einen Teller und sagte: „Das ist die erste Vorausbezahlung für einen Monat. In einigen Tagen schicke ich Flachs, dann spinnt darauf los, daß es eine Art hat. Im Sommer aber kommt Ihr hinab nach Holland und bringt das Garn mit. Dann sollt Ihr vierzehn Tage oder drei Wochen nichts thun. Basta! Nun lebt wohl und gedenkt freundlich der Familie Mackart!"

Draußen klingelten die Schellen, der Schlitten fuhr davon. Die beiden Freundinnen aber näherten sich dem Teller, und Jede hätte denselben gern zuerst aufgehoben.

„Wir wollen es gleichzeitig thun," sagte Gudula. „Eins, zwei, schnapp!"

„Herr Jesus," rief Martina, „das ist wahrhaftig eine Hundertguldennote! Sollte das kein Irrthum sein!"

„Nein, es ist kein Irrthum, Martina, der Mann

will uns unter der Form des Spinnens eine Wohlthat erweisen. Nun soll er aber auch einen Faden haben, den man nicht alle Tage findet."

„Einen Faden," setzte Martina hinzu, „der einer Seidenraupe Ehre machen würde."

VII.

Der Winter mit seinem Schnee und Eis war vorüber; Gärten und Felder prangten im duftigsten Grün und lieblichsten Blumenschmucke. Unsere beiden alten Damen hatten in der kalten Jahreszeit rüstig geschafft und weiß Gott wie viel Meter Fäden für Herrn Mackart gesponnen. Sie hingen jetzt in Gestalt von langen Garnsträngen an der Wand und harrten der Versendung. Wohlgefällig fiel Gudula's Blick darauf und mit einem Anfluge von Stolz sagte sie: „Herr Mackart wird zufrieden mit uns sein, wenn er dieses Gespinnst sieht; feiner und gleichmäßiger könnte er es nirgends finden."

„Nirgends," bestätigte Martina, „und wir fänden ebenfalls nirgends einen Herrn, der so viel Geld für einen schönen Faden ausgäbe."

„Gewiß nicht, aber er thut es auch hauptsächlich, um uns zu unterstützen."

„Ohne Zweifel; er ist der edelste Mann, den ich jemals gesehen habe."

Das Gespräch wurde durch ein kräftiges Klopfen an der Thüre unterbrochen; gleich hinterher that sich die Thüre auf und herein trat der Postbote. Der Mann mit dem ledernen Briefkasten kam sonst nicht in diese arme, einsame Stube, denn die beiden Frauen lebten wie die Schnecken in ihrem Gehäuse und kamen mit der Außenwelt nicht in Berührung. Seine Erscheinung war also ein Ereigniß von einer gewissen Bedeutung. Mit klopfendem Herzen warteten sie, während der Mann in seinem Kasten umherkramte und einen an die beiden Frauen gerichteten Brief zum Vorscheine brachte.

„Das ist doch richtig hier?" fragte er.

„Ganz richtig," antwortete Gudula.

Er legte den Brief auf den Tisch und verließ das Haus. Die Frauen erbrachen denselben und Gudula schaute zuerst nach der Unterschrift. „Von Frau Maria Mackart,“ sagte sie.

„Den müssen wir in aller Gemüthsruhe lesen,“ sprach Martina und setzte die beiden Stühle so nahe zusammen, daß jede in den Brief sehen konnte. Der Inhalt aber lautete folgendermaßen: „Meine lieben Freundinnen! Wir haben mit der schönen Jahreszeit die Stadt Amsterdam verlassen und wohnen jetzt auf unserm hübschen Landgute bei Arnheim, wo wir den ganzen Sommer bleiben werden. Der Landaufenthalt thut besonders unserer Genovefa wohl und für meinen Mann ist es gleich, ob er in Amsterdam oder hier wohnt; seine Geschäfte gehen doch ihren Gang, da das Comptoir in Amsterdam bleibt.

Die jetzige Jahreszeit ist am besten zu einem Besuche geeignet; ich lade Sie deßhalb ein, sobald als möglich hieherzukommen und sich so einzurichten, daß Sie vierzehn Tage bis drei Wochen hier bleiben können. Auch meinem Manne würden Sie mit Ihrer Hieherkunft eine besondere Freude machen. Eingeschlossen finden Sie einen Wechsel, den Sie zur Bestreitung des Reisegeldes bei einem dortigen Bankhause versilbern wollen. In der bestimmten Erwartung, Sie bald hier zu sehen, verbleibe ich Ihre dankbare Maria Mackart.“

„Wann sollen wir gehen?“ fragte Martina.

„Bis morgen Abend,“ antwortete Gudula, „ist der letzte Flachs aufgesponnen, und es steht also nichts entgegen, übermorgen abzureisen.“

Das wurde denn auch im Rathe der beiden alten Damen zum Beschlusse erhoben. Der heutige Tag und der folgende waren etwas unruhig, denn ihre Gedanken waren stets auf den Besuch gerichtet. Am Abende des zweiten Tages wurde der letzte Garnstrang vom Haspel genommen; sie waren fertig. Gudula brachte einen großen Korb herbei und legte die Stränge hinein. „So,“ sagte sie, „nun wollen wir schlafen.“

Frühzeitig waren sie wieder auf, bereiteten das Frühstück und machten sich zur Abreise bereit. Jetzt hörten sie in der Ferne das Horn des Postillons; da trugen sie den Korb vor die Thüre, verschlossen ihr Stübchen und setzten sich harrend auf die grüne Bank vor dem Fenster. Jetzt kam der Postwagen daher und hielt vor dem Hause. Sie hoben den Korb auf den Bock und stiegen selbst in das Innere, wo sie sich vor der Hand noch ganz allein befanden und sich nach Herzenslust über den schönen Sonnenschein und die Blumen und Blüthen, welche am Wege standen, freuen konnten. Vom Felde ging es in den Wald; dort sangen und jubilirten die Vögel und der Sonnenschein blitzte zwischen den Blättern.

„Ist es nicht gerade, als ob man noch einmal jung würde?" fragte Gudula.

„Wahrhaftig, meine Freundin, so ist es. Wenn ich mich nicht so sehr fürchten müßte, an meine Jugend zurückzudenken, so würde ich manchen ähnlichen Sommer- und Freudentag in meinem Kalender verzeichnet finden; aber schwärmen wir lieber in der Gegenwart; sie hat für uns Beide nichts Verletzendes."

In der heitersten Stimmung waren Gudula und Martina in Arnheim angekommen und machten sich eben Sorge, wie sie den Korb mit den Garnsträngen nach der Villa bringen sollten, als ein Wagen vorfuhr; in demselben saßen Frau Mackart und Genovefa, welche sie abholen wollten. Die kleine Genovefa war recht stolz darauf, daß sie mitfahren durfte, und sie verrieth gleich in der ersten Sekunde, daß die beiden Tanten neben ihrem Zimmer wohnen würden, und daß der Gärtner den Auftrag habe, alle Tage einen frischen Blumenstrauß daselbst aufzustellen.

Der Wagen rollte von dannen und sie kamen an vielen hübschen Landgütern vorüber; am Ende einer Allee stießen sie auf ein solches, welches auf einem Schilde die Ueberschrift: „Ohne Sorgen" trug.

„Da wohnen wir!" rief Genovefa und klatschte vor Vergnügen in die Hände.

Der Wagen hielt, und sie wanderten durch einen prächtigen Park mit den schönsten Bäumen dem im Hintergrunde liegenden Hause zu. Auf der Treppe kam ihnen Herr Mackart entgegen, schüttelte ihnen die Hände und hieß sie herzlich willkommen.

Die Tage gingen im Familienkreise voll Freude und Genuß dahin und die beiden Frauen fühlten sich glücklicher, als sie es lange gewesen waren.

Schon dachten sie an die Rückreise, als sich Etwas begab, woran Keiner hatte denken können. Im Parke unter Blumen und Bäumen wurde der Nachmittagskaffee eingenommen. Genovefa aber war nicht da, und als die Mutter rief, kam sie weinend herbei und klagte, sie habe das Kreuz verloren.

„Das will ich nicht hoffen," sagte die Mutter, „denn von Allem, was ich besitze, ist es mir das Liebste. Wo glaubst du, daß es verloren gegangen ist, mein Kind? Wir müssen es durchaus wieder suchen."

Alle erhoben sich vom Tische und die ganze Gesellschaft suchte im Umkreis des Platzes, wo Genovefa zwischen den Blumen gespielt hatte. Jedes Grashälmchen wurde umgelegt, aber das Kreuz nicht gefunden. Gudula hatte sich von den Suchenden etwas weiter entfernt und forschte zwischen Bäumen und Gesträuch umher, doch war sie nicht glücklicher, als die Uebrigen.

Frau Mackart war über den Verlust sehr betrübt und niedergeschlagen und sagte, sie wolle lieber dreitausend Gulden verloren haben, denn das Kreuz sei ein Andenken an ihre Eltern, die sie nie gekannt habe. Eine unbehagliche Stimmung theilte sich der ganzen Gesellschaft mit und Genovefa weinte bitterlich über ihre Nachlässigkeit. Gudula verließ nach vergeblichem Suchen das Gesträuch, um sich wieder an den Tisch zu begeben; da sah sie einen Schimmer im Grase und als sie sich niederbückte, fand sie das verlorne Kreuz. Sie hob es auf und wollte es Frau Mackart überreichen, aber plötzlich verlor sie alle Farbe aus dem Gesichte und starrte ihren Fund mit weitgeöffneten Augen an.

Genovefa ergriff das Kreuz, lief vergnügt zur Mutter und rief: „Da ist es! Tante Gudula hat es gefunden."

Die Gesellschaft hatte sich wieder zum Kaffee begeben; nur Gudula war noch zurück. Als sie an den Tisch trat, war sie noch ganz blaß und ihre Hände zitterten.

„Darf ich das Kreuz noch einmal sehen?" fragte sie.

Frau Mackart überreichte ihr dasselbe, und sie beschaute es mit einer peinlichen Aufmerksamkeit. Nachdem sie es hin- und hergedreht, auf der Vorder- und der Rückseite beschaut hatte, fielen Thränen aus ihren Augen und sie seufzte schwer.

„Was regt Sie so auf?" fragte Frau Mackart.

„Das Kreuz. Ich war einmal im Besitze eines ähnlichen Kreuzes, ja es scheint so, als ob es dasselbe sei; aber es mag solcher Kreuze mehrere gegeben haben. Mit demselben hängt das größte Unglück meines Lebens zusammen, und wenn ich daran denke, so muß ich stets weinen."

„Das ist seltsam," entgegnete Maria; „auch für mich hat es einen größern Werth, als wenn es von Diamanten sei. Wollen Sie uns nicht erzählen, welche Ihrer Erinnerungen mit dem Kreuze zusammenhängen?"

„Ich spreche nicht gern davon, weil es mich so schmerzlich aufregt, aber es mag doch sein. Ich war eine recht glückliche und beneidenswerthe Frau, denn ich besaß einen braven Gatten und hatte mehr Geld und Gut, als ich brauchte. Kinder waren mir allerdings versagt, aber in spätern Jahren schenkte mir Gott eine Tochter, welcher ich in der Taufe den Namen Maria gab. Nächst meinem Gatten war sie mir das größte Kleinod auf Erden und ich versprach mir viele glückliche Tage von ihr; aber der liebe Gott hatte es anders beschlossen; er nahm mir mit einem Schlage den Gatten, das Kind und meine Güter. Heute war ich eine glückliche und wohlhabende Frau, morgen eine schwer heimgesuchte Bettlerin."

Mackart und seine Frau waren begierig, ihre Geschichte zu hören, aber die Erinnerung an jenen Unglückstag

hatte die arme Frau so sehr angegriffen, daß sie nicht im Stande war, gleich zu erzählen; erst nach und nach beruhigte sie sich und gab ihnen nun eine Schilderung jener Ereignisse, mit denen der Leser schon bekannt ist.

„Verzeihen Sie meine Aufregung," schloß sie; „bei dem Anblicke des Kreuzes tauchten jene schrecklichen Stunden wieder in meinem Geiste auf, denn ein gleiches Kreuz trug meine Maria am Halse, als sie mit ihrem Bettchen hinaus geschwemmt wurde. Das Kind ist aber von den Eisschollen zerquetscht und im Arme meines Gatten begraben worden. Das Kreuz kann also nicht dasselbe sein."

Bei ihrer Erzählung war Frau Mackart sehr still geworden und sie betrachtete das alte Mütterchen mit sonderbaren Blicken. „Gudula," sagte sie jetzt, „hatte Ihr Kreuz nicht ein Merkmal, welches wohl geeignet war, dasselbe vor ähnlichen Kleinodien zu unterscheiden?"

„Es hatte ein solches, aber weil sich dasselbe an dem Ihrigen nicht findet, so kann es nicht dasselbe sein."

„Darf ich fragen, welches Merkmal es war?"

„Gewiß, Frau Mackart. Auf der Rückseite war ein kleiner Schieber, wie an dem Ihrigen, auch eine genau so geformte durchbrochene Goldkapsel, aber in dieser Kapsel befand sich ein kleiner Glascylinder mit einem Briefchen. Auf diesem stand mit ganz kleinen Buchstaben geschrieben: ‚Maria ist geboren am 25. Dezember 1806.'"

Frau Mackart wurde blaß und roth. „Warten Sie einen Augenblick," sagte sie mit zitternder Stimme, „in dem Kreuz hat sich wirklich ein solcher Cylinder befunden, und es ist nicht unmöglich, daß es dennoch dasselbe ist."

Sie erhob sich, ging in die Villa und kehrte nach einiger Zeit mit einem Ebenholzkästchen zurück, welches sie in Gegenwart der anwesenden Personen aufschloß und ein winziges Gläschen herausholte.

„Heiliger Gott," rief Gudula, „das ist dasselbe Gläschen, und da ist auch ein Papierstreifchen. Was steht darauf?"

Mit zitternder Hand nahm Maria das Papierstreif-

chen und ließ es von Hand zu Hand gehen. Jedes las: „Maria ist geboren am 25. Dezember 1806."

Gudula flimmerte es vor den Augen, aber als sie ihre Thränen hinweggewischt hatte, rief sie aus: „Gerechter Gott, das ist derselbe Zettel, den ich geschrieben habe. Das Kreuz sollte meinem Kinde ein Talisman sein, aber er hat dasselbe nicht geschützt. Es liegt in seinem kalten Grabe, während das Kreuz auf die Nachwelt gekommen ist. Theure Frau Mackart, wollen Sie uns nicht sagen, wie Sie in den Besitz dieses unschätzbaren Kleinodes gekommen sind?"

„Ich will Ihnen Alles sagen, was ich von Andern gehört habe. Bei derselben großen Wasserfluth und dem schrecklichen Eisgange waren in Holland die Niederungen weit und breit überschwemmt und unaufhörlich wälzten sich gewaltige Eisschollen auf dem Bette des Stromes und auf den Feldern. Tausende von Menschen verloren Leben und Eigenthum. Ein Fischer, welcher Alles verloren hatte, stand jammernd auf den Trümmern seiner Hütte und schaute mit betrübtem Herzen in die Greuel der Verwüstung, da sah er dicht am Ufer auf einer breiten Wasserfläche ein Kinderbettchen vorüberschwimmen. Es stand auf einer Eisscholle von ungeheurer Dicke. Sie wurde jetzt mit einem lauten Krachen auf die Wiese geschoben, so daß er sie betreten konnte. Wie groß war sein Erstaunen, als er zwischen den Kissen ein Kind fand. Es war in den tausenden von Gefahren verschont geblieben, aber es fühlte sich kalt wie Eis an und schien vor Kälte oder Hunger gestorben. Mitleidig trug er das kleine Wesen in das nächste Haus und ließ sich warme Milch geben, aber die Lippen des Kindes rührten sich nicht. Ein Arzt, der zufällig des Weges kam, meinte, es könne vielleicht noch Leben in ihm sein; er blieb da, um es in's Leben zurückzurufen, und sieh, am Abend desselben Tages schlug es die Augen auf und trank Milch. In wenigen Tagen war es gesund und munter.

Nun aber entstand die Frage, was mit dem Kinde zu beginnen sei. Der Fischer konnte es nicht behalten,

denn er war zu arm, und die Bauersfrau hatte selbst kleine Kinder. Da begab sich der Fischer in's Waisenhaus und flehte die Vorsteherin an, das arme Würmchen aufzunehmen, da es Niemanden habe, der für dasselbe sorge.

Die Vorsteherin konnte sich nur schwer dazu entschließen, denn die Anstalt war für so kleine Kinder nicht eingerichtet. Der Fall war aber so außerordentlich, daß sie schließlich alle Bedenken überwand und sich des Kindes annahm. Der Fischer holte es herbei und brachte auch das Bettchen mit.

Das kleine Mädchen wurde in der Anstalt aufgezogen und fast verhätschelt. Da es glückliche Anlagen verrieth, so gab man ihr einen höhern als gebräuchlichen Unterricht und später fand sich eine Wohlthäterin, welche dasselbe in eine Töchterschule schickte."

„Und wie kamen Sie an das Kreuz?" fragte Gudula.

„Das Kreuz war um meinen Hals gebunden, als mich der Fischer fand. Er brachte es auch mit in die Anstalt und übergab es der Vorsteherin."

Gudula's Augen erweiterten sich, sie zitterte und bebte am ganzen Körper und rief: „Du mein Gott und Heiland, wie kam das Kreuz an den Hals eines fremden Kindes, oder sollte — ach Gott, ich wage es nicht zu denken!"

Auch Maria und Mackart waren im höchsten Grade erregt.

„Hören Sie weiter," sprach die erstere; „wenn ich Alles mitgetheilt habe, werden wir urtheilen. Ich war kein Kind mehr, sondern eine vierundzwanzigjährige Jungfrau. Als Erzieherin in einem gräflichen Hause lernte ich meinen Mann kennen. Er stand mit diesem Hause in Handelsverbindungen und kam oft zu uns. Der Himmel fügte es, daß wir uns die Ehe versprachen. Da begab ich mich zu der Vorsteherin und setzte sie von meinem Glücke in Kenntniß. Sie nahm mich freundlich auf und sprach: ‚Meine Tochter, bisher habe ich Dich als eine Tochter der Anstalt betrachtet und Deine Fragen über Dein Herkommen dunkel beantwortet; jetzt aber halte ich

es für nothwendig, Dich, soweit es in meiner Macht steht, aufzuklären:

In einer großen Wasserfluth wurdest Du auf einer Eisscholle in die Nähe unserer Stadt getragen. Ein armer Fischer fand Dich anscheinend leblos in Deinem Bettchen liegen und brachte Dich hierher. Um Deinen Hals war ein goldenes Kreuz gebunden und in einer Kapsel stand geschrieben: Maria ist am 25. Dezember 1806 geboren. Wir wußten nur, was auf diesem Zettel stand, und da uns daran liegen mußte, Deine Eltern zu finden, so machten wir das wunderbare Ereigniß in den holländischen Zeitungen bekannt; aber vergebens warteten wir auf die Anmeldung der Eltern. Das Ereigniß mochte damals weniger wunderbar erscheinen, als es wirklich war, denn die Zeitungen wimmelten von ähnlichen Schilderungen.

Wir gewöhnten uns allmälich daran, Dich als unsere Tochter zu betrachten. Jetzt, wo Du im Begriffe bist, einen eigenen Hausstand zu gründen, lege ich das Kreuzchen wieder in Deine Hand. Vielleicht gelingt es Dir, mit Hülfe desselben Deine Eltern zu finden.'"

Mackart nahm jetzt das Wort und sprach: „Meine Lieben, mir will es scheinen, als wenn Gudula's Kind und meine Maria ein und dieselbe Person seien, denn es steht fest, daß sie dieses Kreuz am Halse hatte, als sie der Fischer fand. Nun ist es aber nicht gut denkbar, daß es von Mariens Brust auf die Brust eines andern Kindes gekommen sei, welches ebenfalls in seinem Bettchen auf den Eisschollen trieb. Wenn dieses der Fall ist, so hält Gudula's Gatte ein fremdes Kind im Arme und meine Maria ist Gudula's Maria, aber überstürzen wir die Sache nicht, sondern gehen wir mit ruhiger Prüfung zu Werke. Gudula, Sie werden sich Ihres Kindes genau erinnern und müssen wissen, ob dasselbe irgend ein Merkzeichen an sich hatte, an dem sie es wieder erkennen würden."

„Ich sehe das Kind noch recht deutlich vor mir und wäre im Stande, es zu malen, wenn ich ein Künstler wäre; aber es hatte kein hervorragendes Merkmal an sich."

„Und Sie erkennen auch in meiner Frau Ihre Tochter nicht wieder?“

„Sie hat mich vom ersten Augenblicke an angezogen, aber ich kann keinen Grund davon angeben; ich schrieb es ihrer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit zu.“

„Dann ist vor der Hand nichts weiter zu thun, aber ich werde in einigen Tagen Gelegenheit nehmen, Ihnen gewisse Dinge zu zeigen und dann wird es sich entscheiden, ob Sie dieselben schon gesehen haben.“

Diese Ungewißheit hatte über Alle eine Art von Unbehaglichkeit gebracht; die Freude kam nicht recht mehr auf, besonders waren es Maria und Gudula, die gerne eine schnelle Entscheidung gesehen hätten. Einige Tage später lud Mackart seinen Besuch ein, mit ihm die Gemächer der Villa in Augenschein zu nehmen; denn es seien viele darunter, die sie noch nicht betreten hätten.

Die Villa war ein eigentliches Pracht- und Juwelenkästchen, in welchem sich eine Menge von Kunstschätzen und Naturaliensammlungen befanden. Er hatte dieselbe den beiden Frauen noch nicht gezeigt, weil er voraussetzte, sie würden kein Interesse dafür haben. Heute verfolgte er einen ganz andern Zweck; wir werden sehen, daß er denselben erreichte.

Sie gingen von einem Zimmer zum andern, und die Frauen kamen aus dem Erstaunen nicht heraus. Nachdem sie die Säle durchwandert hatten, führte er sie in einen Flügel, in welchem sich einige seltene Merkwürdigkeiten befanden. Das letzte Gemach war ein kleines Kabinet mit wenigen Möbeln, aber nichts von Allem, was Gudula bisher gesehen, hatte ihre Aufmerksamkeit so sehr auf sich gezogen, als ein Kinderbett von altmodischer Façon.

Beim Anblicke desselben blieb sie stehen, zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Mackart.

Sie stürzte auf das Bettchen zu, warf sich vor demselben nieder und rief mit lautem Schluchzen: „Da hinein habe ich Dich gelegt, mein Kind! Wo bist Du jetzt?“

„Sie erkennen das Bettchen wieder?"

„Ich erkenne es genau. Es sind noch dieselben Kissen darin — und — o mein Gott, da ist ja Mariens Hemdchen, da ist sein Häubchen —"

Die Erregung war zu groß, sie wankte und begann zu sinken. Maria und Mackart fingen sie in ihren Armen auf. Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie sich an der Brust der vor Freude weinenden Tochter.

Mackart glaubte seine Prüfung weit genug ausgedehnt zu haben. „Mutter," sagte er, „niemals hätte ich gedacht, daß es uns noch einmal gelingen werde, Dich aufzufinden, ja wir hatten von Deinem Dasein nicht einmal eine Ahnung; nun aber, da der liebe Gott uns nach langer, langer Trennung zusammengeführt hat, werden wir uns nicht mehr verlassen. In unserer Villa ist Platz genug, und in unserm Hause zu Amsterdam gebricht es ebenfalls nicht an Raum."

Mutter und Tochter lagen sich lange einander in den Armen, und als sie sich losrissen, da kam auch die kleine Genovefa heran, sprang auf Gudula's Schooß und fragte: „Bist Du denn wirklich meine Großmutter?"

„Ja, ich bin es, mein Kind," antwortete Gudula.

„Das ist gut, dann darfst Du gar nicht mehr fort; ich lerne von Dir spinnen und singen; wir spielen zusammen mit meinen Puppen und gehen im Parke Blumen pflücken und Kränze winden. Nicht wahr, Großmutter?"

„Ja wohl, mein Kind, das soll Alles geschehen; aber es wird mir recht sonderbar vorkommen, wenn ich nicht mehr mit Martina in dem kleinen Stübchen sitze. Wir sind so aneinander gewöhnt, daß wir uns nur schwer trennen können."

Genovefa umfaßte den Hals der Großmutter, neigte den Mund zu ihrem Ohre und flüsterte: „Das hat nicht viel auf sich. Ich werde Papa bitten, daß Martina ebenfalls bei uns bleibt. Heute aber nicht, sondern übermorgen, dann ist mein Namenstag, und er schlägt mir sicher nichts ab. Reinen Mund gehalten, nichts gesagt, Großmutter."

„Ich werde schweigen, mein Kind!"

Martina freute sich, daß ihrer Freundin ein so großes Glück widerfuhr, aber auch sie hatte gleich den Gedanken gefaßt: „Wie wirst Du es aushalten, so ganz allein zwischen deinen vier Wänden zu sitzen? O, ich habe es schon einmal erfahren, was es heißt, auf sich allein angewiesen zu sein. Wie war damals mein ganzes Wesen so verbittert und verstimmt! Ich haßte die Menschen und litt unendlich von Selbstqualen. Erst, als ich zu Gudula hinüberzog, verloren sich mein Gram und mein Mißmuth, denn sie hatte die rechte Art, das Leben von der richtigen und erträglichsten Seite aufzufassen. Nun werden die alten Leiden wohl wieder losgehen."

Maria und Mackart gingen unterdessen mit sich zu Rathe, wie sie die Mutter am besten unterbringen könnten. Sie sollte nicht gleichgültig irgendwo untergesteckt, sondern so logiert werden, daß sie sich selbst wohl fühlte und gern bei ihnen wohnte. Das Richtige schien bald gefunden zu sein, denn ehe es Abend wurde, nahmen sie die Mutter bei der Hand und führten sie die Treppe hinauf. Nach der Parkseite waren in der Eile vier schöne Zimmer zu ihrem Gebrauche eingerichtet worden. Aus jedem konnte sie in die Baumkronen und auf die Blumenbeete schauen und den würzigen Duft, der aus den Blumenbeeten und dem Springbrunnen aufstiegen, einsaugen. Das letzte Gemach war zum Schlafzimmer eingerichtet; hier fand sie auch das alte Bettchen, in welchem einst ihre Maria nach Holland gefahren war. Genovefa hatte es sich nämlich als eine besondere Begünstigung erbeten, bei der Großmutter zu schlafen. Es war ihr gerne gewährt worden, nirgends war sie besser aufgehoben. Maria aber glaubte, es würde der Mutter noch eine besondere Freude bereiten, wenn sie täglich das Bettchen sähe.

„Mutter," sagte Mackart, „siehst Du nicht noch etwas Bekanntes hier?"

Sie schaute umher, und ihre Augen blieben auf einem Schreibpulte heften. Dieses Pult konnte keineswegs Ansprüche auf hervorragende Schönheit machen, denn es war

alt und an verschiedenen Stellen zusammengeflickt. Hier war ein neues Stück, dort ein altes.

„Mein Gott," sagte sie, „das Pult hat einst in meiner Stube gestanden; wahrscheinlich ist es hinweg getrieben worden, als bei der großen Wasserfluth das Haus einstürzte und das furchtbare Unglück über mich kam; aber es hat neue Theile, es ist reparirt worden. Mackart, war nicht etwas in dem Pulte? Ein Blechkasten mit Geld?"

Mackart öffnete das Möbel und holte einen Blechkasten aus demselben hervor. Bei seinem Anblicke schrie sie laut auf: „Das ist er, das ist er."

„Setze Dich, Mutter," sprach Mackart, „ich will Dir erzählen, wie ich in den Besitz des Schreibpultes gekommen bin. Durch Fleiß und Arbeit und Sparsamkeit hatte ich ein kleines bescheidenes Vermögen erworben, aber es reichte doch bei Weitem noch nicht hin, um mich in Ruhe zu setzen. Ich hatte einen sehr ruhelosen Lebenswandel geführt, war bald hier, bald dorthin geworfen worden, dadurch hatte sich in meinem Herzen die Vorstellung festgesetzt, wie schön es sei, auf dem Lande ein hübsches Heim zu haben, wohin man sich zuweilen zurückziehen könne, um ganz allein sich und seiner Familie zu leben. Ich durfte indessen doch nicht daran denken, ein solches Grundstück erwerben zu wollen, denn die Mittel reichten dazu nicht.

Einmal hatte ich eine Geschäftsreise nach Deutschland gemacht und kam auf dem Rückwege nach Arnheim und kehrte im Gasthofe ein. Der Wirth kannte meine Vorliebe für ein Landhaus und als wir Abends nach aufgehobener Tafel noch zusammen saßen und plauderten, sagte er: ‚Herr Mackart, ich wüßte Ihnen ein Besitzthum, welches sie für sehr wenig Geld kaufen können. Der Eigenthümer ist im Begriffe, nach Ostindien zu gehen und schlägt um jeden Preis los.'

‚Wo liegt das Landgut?' fragte ich.

‚Hier in Arnheim, keine Viertelstunde von meinem Hause.'

‚Nun, in Arnheim sagte mir's schon zu, aber die Preise sind so unverschämt, daß ich nicht daran denke.'

‚Verzeihen Sie, Herr Mackart, Sie werden die Forderung nicht übertrieben finden, denn wie ich Ihnen schon sagte, will der Eigenthümer nach Ostindien und schlägt gerne los.‘

‚Nun, ich bin begierig, zu sehen, was Sie mir anbringen.‘

‚Sie dürfen sich natürlich keine übertriebenen Vorstellungen von der Schönheit der Villa machen, denn sie liegt von der großen Ueberschwemmung her unter einer hohen Sandschicht, aber wer sich ein wenig auf die Cultur versteht und keine Mühe scheut, der schafft sich bald ein schönes Besitzthum.‘

‚Wenn Sie mich morgen vor dem Frühstücke begleiten wollen, so werden wir eine Besichtigung vornehmen,‘ sagte ich, trank meinen Schoppen aus und begab mich zur Ruhe.

Die Einwohner von Arnheim schliefen noch, als ich mit meinem Wirthe vor die Stadt wanderte. Nach einer Viertelstunde blieb er stehen, streckte seine Hand aus und sprach: ‚Da liegt die Villa.‘

‚Wo?‘ fragte ich, denn ich sah nur ein großes, mit Sand und Geröll bedecktes Grundstück, das von schiefstehenden Hecken eingeschlossen wurde.

‚Ja, das ist das Grundstück. Schrecken Sie über den Zustand desselben nicht zusammen; er ist gar nicht so trostlos, wie Sie denken. Der Eigenthümer hat nicht den Muth gehabt, eine gründliche Verbesserung vorzunehmen, sonst könnte er den zehnfachen Preis lösen. Was mich aber angeht, so will ich Ihnen sagen, daß mir das Grundstück mit der Verwüstung ebenso lieb wäre, als wenn es noch in seiner alten Schönheit da läge.‘

‚Wie ist denn das zu verstehen, mein Herr?‘

‚Ich will es Ihnen sagen; in Arnheim und Umgegend wird jetzt viel gebaut und es fehlt an Sand; ebenso wird für die Wege viel Kies verbraucht. Beide Materialien lassen sich zu einem guten Preise verkaufen, und Sie haben das verbesserte Grundstück schließlich umsonst.‘

Wir begingen den ganzen Besitz und fanden überall dieselbe Verwüstung; das Haus war fast eine Ruine, die

Bäume des Parkes standen bis zur Hälfte der Stämme im Sande und hatten davon ein ganz krankes und hinwelkendes Ansehen. An einzelnen Stellen lagen Sand und Kies haushoch.

‚Nun,‘ sagte ich zu dem Wirthe, ‚wer es unternimmt, das Grundstück wieder in einen brauchbaren Zustand zu stellen, der kann hunderttausende von Gulden aufwenden und bringt es doch zu nichts Geregeltem.‘

Ehe er noch antwortete, kam der Eigenthümer der Villa auf mich zu und sprach: ‚Freilich, mein Herr, aber ich fordere auch nicht viel.‘

‚Was fordern Sie denn?‘

Es war eine lächerlich kleine Summe, die er nannte und ich zögerte keinen Augenblick, zuzuschlagen. War ich auch nicht Kenner, so ließ sich doch leicht berechnen, daß ich nach Verkauf des auflagernden Materials den Platz ganz umsonst hatte.

Die Sache machte sich recht flink, denn noch vor Mittag hatte ich den Kaufact in der Tasche und der ehemalige Eigenthümer besaß eine Anweisung auf meinen Amsterdamer Banquier. Mein Wirth wollte nun auch zeigen, daß sein Wort von Bedeutung gewesen, denn er hatte keine Ruhe, bis er einen Sandkäufer ausfindig gemacht hatte. Der Mann kam in den Gasthof, wir wurden des Handels einig und er machte zur Bedingung, daß er gleich morgen mit der Abfuhr beginnen könne.

Mit Hülfe meines Gastgebers fand ich einen treuen Mann, der die Aufsicht und die Reinigung des Sandes von den Kieseln vornehmen wollte. Ich gab ihm Vollmacht, die Aufsicht zu führen und Arbeiter je nach der Nothwendigkeit anzustellen.

‚Zunächst will ich es einmal allein versuchen,‘ sagte er, stellte ein Drahtgitter, eine sogenannte Harfe auf und begann, das Material durchzuwerfen, so daß sich hinter dem Gitter der Sand und vor demselben der Kies befand. Ich hatte dieses Instrument direkt im Thorwege aufstellen lassen, und zeichnete ein Viereck ab, welches zuerst abgeräumt, gereinigt und verkauft werden sollte.

Nachdem ich Alles in Ordnung gebracht hatte, kehrte ich nach Amsterdam zurück und lag dort einen Monat meinen Geschäften ob. Als ich wieder nach Arnheim kam, hatte mein Geschäftsführer, wenn ich den Mann so nennen darf, bereits sechs Arbeiter angenommen, welche die einlaufenden Aufträge kaum alle bewältigen konnten. Die Gemeinde wünschte Kies für die Wege zu haben und ich verkaufte denselben mit Schachtruthen. Schon jetzt ließ sich berechnen, daß ich aus dem Materiale nicht allein die Kaufsumme erlösen, sondern auch noch ein bedeutendes Kapital übrig behalten werde. Ich nahm immer mehr Arbeiter an und konnte doch kaum alle Aufträge bewältigen. Nach dem ersten Jahre hatte ich schon ein großes Stück Garten frei, und es stellte sich heraus, daß der Grund ausnehmend gut und fett war. Sogleich ließ ich das Stück mit Mauern umziehen und mir von einem tüchtigen Gärtner einen Bepflanzungsplan für das ganze Grundstück machen. Bei dem Plane blieb es aber nicht; ich ließ auf dem gewonnenen Stücke gleich Beete anlegen, und hatte nun die Freude, bei meiner Herüberkunft stets zwischen Blumen zu wandeln. Im zweiten Jahre wurde bei stets gesteigertem Absatze noch ein größeres Stück frei und wir kamen bis an das Wohnhaus. Es war sehr im Unstande, aber nachdem es frei gelegt war, stellte es sich heraus, daß es nicht abgebrochen zu werden brauche; eine gründliche Reparatur und ein neuer Anbau genügten vollständig.

Im dritten Jahre drangen wir schon bis in den Park vor, wo die Bäume bis zur Hälfte des Stammes im Sande vergraben lagen. Der Gärtner besah die Bäume ganz genau und sagte, es wäre schade, wenn ein einziger verloren ginge, übrigens hoffe er, daß sie alle gerettet würden, wenn man nicht aufhöre, sie frei zu legen.

Mein Garten wurde immer größer, die Mauern und die Anpflanzungen schritten mit der Urbarmachung fort.

Im folgenden Jahre gingen die Arbeiten ihrem Ende entgegen; ich blieb deßhalb den ganzen Sommer in dem neuen Hause. Mein Profit war so groß gewesen,

daß ich dasselbe vom Keller bis unter das Dach konnte meubliren lassen und doch noch Geld übrig behielt.

Eines Tages war ich allein im Garten und stieß beim Wegräumen des Sandes auf einen verschütteten Springbrunnen. Das Grabscheit traf auf einen harten Gegenstand, und als ich den Sand entfernte, stieß ich auf einen Kasten. Verwundert entblößte ich denselben ganz von dem Gerölle und fand, daß es ein Schreibpult war. Mit Mühe hob ich dasselbe empor. Es war beschädigt, die Beine abgebrochen, eine Seitenwand eingedrückt. Durch das Loch aber bemerkte ich einen Blechkasten, den ich herauszog. Er war sehr schwer, und in seinem Innern klingelte es wie Metall.

Mit allerlei Phantasiegebilden erfüllt, trug ich den Kasten mit großer Mühe in's Haus und öffnete denselben. Zu meinem größten Erstaunen war derselbe voll Goldstücke. Das war ein Glück, an welches ich beim Erwerbe des Grundstückes nicht hatte denken können.

Halb wahnsinnig vor Freude betrachtete ich meinen Schatz und sprang wie ein Kind in der Stube umher. Plötzlich kam mir die Frage in den Kopf: ‚Darfst du das Geld auch behalten? Bist du der wirkliche Eigenthümer? Nein, du bist nicht der Eigenthümer,‘ hallte es in meiner Seele wieder, und ich war es wirklich nicht. Der Eigenthümer des Gartens hatte ebenfalls kein Anrecht darauf, denn offenbar war das Pult mit dem Gelde vor der Versandung noch nicht dagewesen. Irgend Jemanden war es bei der großen Wasserfluth hinweggeschwemmt worden; aber wie sollte ich den Eigenthümer finden? ‚Halt, dachte ich, in dem Pulte werden sich Papiere befinden.‘

Ich eilte wieder in den Garten zurück und durchsuchte das Pult, aber es fehlte die Rückwand des obern Theiles, und hier mußten die Papiere herausgefallen sein, denn nichts war zu finden. Vielleicht lagen sie noch im Sande des Springbrunnens. Ich reinigte denselben bis auf den Boden, aber nicht das mindeste fand sich, also mußten die Papiere und sonstigen Gegenstände, die im

Pulte gewesen, auf dem Wege hieher verloren gegangen sein.

Obschon ich mir genau bewußt war, daß das Geld nicht mir gehörte, so kam ich doch stark in Versuchung, es zu behalten, bis endlich die Ehrlichkeit siegte. Ich machte also in den gelesensten Blättern bekannt, es sei eine erhebliche Summe Geldes gefunden worden, die aller Wahrscheinlichkeit nach bei der großen Ueberschwemmung auf sein Eigenthum getragen worden sei. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, daß viele Meldungen einlaufen würden, aber keine einzige kam, wie oft ich auch die Anzeige erneuern mochte. Jetzt aber ist es klar, daß das Geld meiner lieben Mutter gehört und daß ich ihr dasselbe mit Zinsen auszahlen muß. Ich werde nicht ermangeln, dieses zu thun. Es hat mir übrigens in meinen Handelsgeschäften einen ungeheuern Vortheil gebracht und ich kann mich jetzt von demselben trennen, ohne einen Nachtheil davon zu verspüren."

„Fern sei es von mir, dieses Geld anzunehmen!" sprach Gudula. „Was sollte ich damit thun? Nachdem ich so lange Jahre zufrieden sein mußte, wenn ich nur auf die sparsamste Weise mein Leben fristen konnte, habe ich es verlernt, mit Geld umzugehen. Behalte es also für Dich. Nur eine Bitte möchte ich an Dich stellen. Gieb meiner Freundin Martina so viel, daß sie in ihren alten Tagen nicht ganz dem Mangel anheim fällt."

„Du sprichst mir aus der Seele, Mutter," antwortete Mackart; „Martina ist in den wenigen Tagen unseres Zusammenseins eine der Unsrigen geworden. Wir werden sie bei uns behalten und für alle ihre Bedürfnisse reichlich Sorge tragen. Genovefa hat mir dieses schon auf die Seele gebunden, und mein eigenes Herz treibt mich ebenfalls dazu."

Martina weinte Freudenthränen und drückte dem guten Manne dankbar die Hand. Von jedem Andern wäre sie zu stolz gewesen, ein Geschenk anzunehmen, aber zu Mackart und seiner Familie hatte sie Zutrauen gefaßt und verband mit einer aufrichtigen Hochachtung gegen sie eine innige Liebe.

VIII.

Genovefa's Namenstag war gefeiert worden; noch saßen die Alten zusammen; das Kind aber lag bereits in jenem merkwürdigen Bettchen. Da äußerte Gudula den Wunsch, etwas von dem Leben ihres Schwiegersohnes zu hören.

„Es ist so abenteuerlich, wie möglich," antwortete Mackart, „und wie meine liebe Frau war ich eine Waise, ehe ich denken und mich an die Vergangenheit erinnern konnte. Maria war wenigstens in dem glücklichen Falle, ein Kreuz und ein Bettchen aufweisen zu können, welche Dinge denn auch zur Auffindung unserer lieben Mutter führten; ich aber besaß nicht das mindeste Zeichen und alle Nachforschungen, meine Eltern aufzufinden, haben zu nichts geführt.

Der erste Zeitpunkt, dessen ich mich mit Bestimmtheit erinnere, fällt in mein fünftes Lebensjahr. Meine Pflegeeltern lebten damals in London und zwar in den ärmlichsten Verhältnissen; es war also ein großes Glück für mich, daß sich ein alter Junggeselle, ein Schiffscapitän, meiner annahm. Er hatte Gefallen an meinem muntern Wesen, und es kostete ihm wenig Mühe, mich von meinen Pflegeeltern zu erhalten. Er nahm mich als sein Kind an und von dieser Stunde hieß ich John Mackart. Eine Schwester, welche ihm die Haushaltung führte, wurde meine Mutter, und ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welcher Liebe und Sorgfalt sie mich erzog. Sie war eine halbe Gelehrte und huldigte der Ansicht, daß dem gebildeten Mann die Welt gehöre; deßhalb fing sie früh an, mich zu lehren, aber merkwürdiger Weise lernte ich das Lesen und Schreiben nicht in englischer, sondern in deutscher Sprache. Die deutsche Wissenschaft stand bei ihr hoch in Ehren, und sie sagte: „Du sollst zuerst deutsch lernen, damit Dir deutsches Denken zur zweiten Natur wird.'

Im Alter von zehn Jahren hatte ich schon hohe Schulen besucht und größere Fortschritte gemacht, als meine Altersgenossen; es war deßhalb ihre Lieblingsidee,

einen Gelehrten aus mir zu machen, aber trotz meiner guten Anlagen hatte ich keine rechte Lust dazu. Desto mehr zog mich das Meer an, und wenn meine Erzieherin nicht gewesen wäre, so würde ich den Kapitän gebeten haben, mich mit auf See zu nehmen.

Einmal kam Mackart von einer langen Reise nach Hause, und es blieben ihm drei Monate Zeit, bis er wieder in See ging. Das waren schöne Tage, denn der Kapitän war ein Mann von fröhlichem Gemüthe, der auch den ernstesten Dingen eine lustige Seite abzugewinnen wußte. Leider wurde seine Schwester krank. Wir achteten die Unpäßlichkeit für leicht und vorübergehend, aber der Arzt machte eine bedenkliche Miene, und wie recht er hatte, zeigte sich sehr bald, denn nach acht Tagen war sie eine Leiche.

Mackart war untröstlich und auch mir ging dieser Todesfall sehr nahe, aber in die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes muß man sich ergeben. Die Zeit der Abreise meines Adoptivvaters rückte heran, und es mußte nun über mich ein Entschluß gefaßt werden. Eines Abends saßen wir im Gespräche zusammen, da brach Mackart plötzlich ab und sprach: ‚Mein Sohn, wie Du weißt, wollte meine Schwester Dich zu einem Gelehrten machen und ich finde das Deinen Anlagen entsprechend; ich stehe deßhalb im Begriffe, eine Familie zu suchen, die Dich aufnimmt und für Dein geistiges Fortkommen die beste Sorge trägt. Ich hoffe, daß Du damit ganz zufrieden bist.‘

‚Mein Vater,‘ gab ich zur Antwort, ‚wenn Du auf meine Neigungen Rücksicht nehmen willst, so mache ich Dir einen andern Vorschlag.‘

Verwundert schaute er mich an und fragte, was ich denn dem Studiren vorziehe.

‚Nimm mich mit auf's Meer und lehre mich, wie man ein Schiff führt, denn ich fühle, daß es mein Lebensberuf ist, ein Seemann zu werden.‘

Mein Vater war über meinen Wunsch sichtlich erfreut, aber er ging dennoch nicht sogleich darauf ein, sondern sprach: ‚Alle Buben, welche noch nichts von

der Welt kennen, haben solche Flausen im Kopfe; sie denken sich das Seemannsleben gar schön und romantisch und wissen nicht, welche Mühen, Entbehrungen und Gefahren damit verbunden sind. Was sie in schönfärbenden Büchern über das Seeleben lesen, das scheint ihnen auch in der Wirklichkeit vorhanden zu sein; aber ich sage Dir, es ist anders. Du müßtest von der Picke auf anfangen, und vom Cajütenjungen bis zum Capitän Alles durchmachen. Auf der ganzen Welt giebt es kein geplagteres Geschöpf, als einen Cajütenjungen. Er hat die niedrigsten Arbeiten zu verrichten, wird von Jedem coujonirt und gehänselt und macht es Niemanden recht. Ein Schusterlehrling hat wahrlich ein goldenes Leben gegen ihn. Die meisten sagen deßhalb auch dem Seeleben Adieu, sobald sie die erste Reise hinter sich haben. Bringst Du es bis zum Matrosen, so bist Du darum nicht besser gebettet; vom Morgen bis Abend drängt eine rauhe Arbeit die andere; die Vorgesetzten fordern den pünktlichsten Gehorsam und jeder Nachlässigkeit folgt die strengste Strafe. Bei schlechtem Wetter sind die Gefahren des Seelebens sehr groß. Mag der Sturm auch noch so sehr heulen, der Matrose muß auf die Raaen und sich hin- und herschleudern lassen. Mancher wird hinabgeblasen und verliert sein Leben in den Wellen. Bis zum Steuermann und Capitän bringen es nur Wenige, die meisten sterben als arm geplagte Matrosen, und es gehört zu den Seltenheiten, wenn sie ein Grab in der Heimath finden.'

Mein Adoptivvater sagte unzweifelhaft die Wahrheit, aber er konnte mich doch nicht bekehren.

,Ich werde sicher vor all' diesen Widerwärtigkeiten nicht zurückschrecken,' sagte ich, ,denn ich habe mir oft dasselbe gesagt, aber ich versichere Dir, daß ich kein Gelehrter werden mag, sondern nur ein Seemann.'

,Ich hoffe, Du wirst Dich wirklich richtig geprüft haben, mein Sohn, denn es giebt nichts Unangenehmeres, als einen verfehlten Beruf. Ich werde also einen Versuch mit Dir machen, und ich denke, schon auf der ersten Reise wird es sich entscheiden, ob ein Seemann in Dir

steckt oder nicht. Ist Letzteres der Fall, so mußt Du wieder auf die Schule, dafür ist kein Kraut gewachsen.'

Mit dieser Entscheidung war ich zufrieden. Mein Vater ließ sogleich den Schneider kommen und mir einen Cajütenjungenanzug machen. Ich gefiel mir außerordentlich darin und war nicht wenig stolz darauf, als ich mich in dem Anzuge vor meinen Gespielen zeigen durfte.

Am folgenden Tage gingen wir zum Hafen, wo der Telemon, unser Schiff, vor Anker lag. Mein Herz schlug vor Freuden, als ich das Deck betrat und der Capitän mir die Einrichtung zeigte.

Die Matrosen auf einem Seeschiffe sind häufig sehr rohe Naturen, und ein junger Mann lernt eher Schlimmes, als Gutes von ihnen. Mein Vater war deßhalb darauf bedacht, mich so viel als möglich von ihnen zu sondern. Statt mich in die Schiffsjungencoje zu schicken, gab er mir eine Cajüte neben der seinigen und ließ dieselbe inwendig durch eine Thüre verbinden. Dies hatte auch noch den Vortheil, daß ich in freien Stunden stets um ihn sein konnte. Er regelte meinen Dienst ganz genau, wies mir bestimmte Stunden an, wo ich die Arbeiten eines Cajütenjungen vollständig verrichten mußte; in den übrigen Stunden sollte ich bei ihm diejenigen Studien fortsetzen, die ich für meinen künftigen Beruf nicht entbehren konnte. Es wurde deßhalb noch ein zweiter Cajütenjunge an Bord genommen.

In einer schönen sternenklaren Nacht wurden die Anker gelichtet und wir verließen London, um nach Afrika zu gehen. Es war das erstemal, daß ich auf einem Schiffe übernachtete, Alles war mir neu, das Schaukeln, das Rauschen des Wassers, das Marschiren über meinem Kopfe 2c.

Eigentlich wäre ich lieber aufgeblieben und hätte die Nacht auf dem Decke zugebracht, aber das litt mein Vater nicht. Regelmäßig wachen und regelmäßig schlafen, das ist überall gut, und nur, wenn die Noth an den Mann geht, muß man zu jeder Zeit der Nacht auf den Beinen sein.

Morgens früh wurde ich geweckt und fuhr in die Höhe, wobei ich meinen Kopf ganz unmanierlich an einen Balken stieß, denn der Raum von dem Bette bis zur Decke war nicht groß.

‚Das ist die erste Lection,' sagte mein Vater lachend; ‚die andern werden bald folgen, aber durch Erfahrung wird man klug, und mit der Zeit lernt man, daß ein Schiffscoje keine Wohnstube ist.'

Rasch nahmen wir ein Frühstück von Chocolade und Zwieback ein, dann ging der Capitän mit mir auf dem Schiffe umher und zeigte mir die einzelnen Theile desselben, aber ich muß bekennen, daß ich am ersten Tage nicht viel im Kopfe behielt. Später, als ich die Namen öfter hörte, blieben sie haften, und an das Eine reihte sich das Andere. Mein Pflegevater hatte die richtige Art, einem jungen Manne sein Pensum beizubringen, ohne ihm dasselbe zu verleiden. Mit wenig Mühe lernte ich ziemlich rasch und, da ich auch Alles praktisch durchmachen mußte, so blieb es für immer fest. Nach und nach machte ich alle Grade durch bis zum Capitän, und mein Pflegevater verschaffte mir eine Stelle bei einem reichen holländischen Rheder. Das hatte aber auch den Erfolg, daß wir uns nur selten trafen. War ich in London, so befand er sich auf der See, und war ich auf Reisen, so kam er in London an; aber einmal fanden wir uns, wo ich am wenigsten daran dachte. In New-York hatte ich meine Ladung gelöscht und eine neue für Nordafrika eingenommen. Schon am dritten Tage, nachdem ich die Küsten von Amerika verlassen, überfiel mich ein Sturm und ich hatte lange mit den Wellen zu kämpfen. Wir verloren in dem furchtbaren Sturme den Hauptmast und wurden auch so stark zersaust, daß eine tüchtige Ausbesserung des Schiffes nothwendig wurde. Um diese vornehmen zu lassen, mußte ich wieder nach Amerika zurück, aber ich war noch nicht weit gefahren, so wurde ich von einem Seeräuber überfallen. Meine Ladung war noch in vollkommen gutem Zustande, und ich glaubte es meinem Rheder schuldig zu sein, dieselbe nicht ohne Schwertstreich aufzugeben.

Sofort versammelte ich meine Leute, zeigte ihnen das Raubschiff und fragte, ob sie sich in ihr Schicksal ergeben oder mit mir kämpfen wollten.

Sie waren kurz entschlossen und gaben zur Antwort: ‚Lieber rühmlich sterben, als uns schlachten lassen.‘

Das Raubschiff kam mit großer Schnelligkeit auf uns zu, und wir konnten nichts thun, um demselben zu entrinnen. Wir hatten nur eine einzige Kanone; sie wurde gleich geladen, und alle meine Leute kamen mit ihren Waffen auf Deck.

Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich in dem Piratencapitän meinen Adoptivvater erkannte. Er machte mir Zeichen, mich ohne Kampf zu ergeben, aber auch ihm gegenüber hielt ich es für meine Pflicht, den Vortheil meines Rheders zu wahren und lieber zu sterben, als mein Schiff aufzugeben.

‚Schießt!‘ rief ich meinen Leuten zu. Die Kanonenkugel fuhr in den obern Theil des Piraten, ohne demselben Schaden zu thun. Mittlerweile aber hatte der Pirat unsern Schiffsrumpf, den wir nicht lenken konnten, erreicht, und im nächsten Augenblicke mußte das Gemetzel losgehen.

Da rief mein Vater in deutscher Sprache: ‚John, ergieb Dich ohne Kampf. Ich werde Dich und Deine Leute binden lassen; laß es Dir gefallen und zeige nicht, daß Du mich kennst, sonst sind wir beide verloren! Erklärung folgt später!‘

Die Piraten stürzten auf unser Schiff. Wir warfen die Gewehre und Säbel weg und gaben uns gefangen. Gebunden wurden wir auf das Piratenschiff gebracht und auf das Deck geworfen, unser Schiffsrumpf aber mit einem Tau an den Hintertheil des Raubschiffes befestigt. Ich lag auf einem Haufen Taue, konnte aber Alles hören und sehen, was auf Deck vorging.

Der Capitän Mackart rief die Seeräuber um sich und hielt in englischer Sprache eine Rede an sie: ‚Was beginnen wir nun mit dem geraubten Schiffe? Es hat eine vortreffliche Ladung, aber wir können sie auf unserm

Fahrzeuge nicht unterbringen, weil es bis unter das Deck gefüllt ist. Ich mache einen Vorschlag und Ihr mögt entscheiden, ob Ihr denselben annehmen wollt.'

‚Laß hören,' sagten sie.

‚Wir müssen eine geschützte, holzreiche Bucht aufsuchen und das eroberte Schiff wieder seetüchtig machen. Ist uns das gelungen, so geben wir ihm durch einen schwarzen Anstrich ein verändertes Aussehen und zwingen die Matrosen, zu uns überzutreten.'

‚Und wenn sie es nicht thun,' fragte der Steuermann.

‚Dann machen wir sie nieder und vertheilen unsere Mannschaft auf die beiden Schiffe.'

Nach einer längern Berathung wurde der Plan angenommen. Capitän Mackart trat nun auf uns zu, fluchte und wetterte in allen Sprachen, auch in der deutschen; die Worte, welche er in dieser zu uns redete, mochten den Seeräubern wie Flüche klingen, weil sie dieselbe nicht verstanden und mit Zorn herausgestoßen wurden; uns aber klangen sie wie süße Musik.

‚Haltet guten Muth,' schrie er, als ob es eine Drohung sei; ‚durch meine und Eure Verstellung können wir Alle gerettet werden, denn wir sind ihnen jetzt an Stärke gleich. Sind wir erst am Lande, so werde ich Euch sagen, was geschehen soll.'

Es war eigentlich recht spaßhaft, diese Worte anzuhören, welche so ganz anders klangen, als sie gemeint waren; aber wir gaben uns Mühe, unsern Ernst beizuhalten.

Mein Vater mochte fürchten, daß wir die Sache doch noch verderben könnten, deßhalb nahm er Gelegenheit, vor mir stehen zu bleiben und mich in einem schimpfenden Tone zu instruiren. ‚Ich lasse Euch Alle zusammen in einer Cajüte einschließen, dann sage Deinen Leuten, daß ich zum Piratencapitäne gepreßt bin, daß ich aber Euch und mich retten werde. Tragt sie hinab,' sagte er jetzt zu den Seeräubern und schließt die Thüre sorgfältig, daß uns Keiner entwischt.'

Sein Befehl wurde sofort ausgeführt und bald

waren wir allein in der Cabine, aber wir konnten noch nicht ungehindert miteinander reden, denn die Seeräuber gingen vor der Thüre auf und ab.

Meine Matrosen waren Engländer, welche die deutschen Worte meines Vaters nicht verstanden. Sie begannen leise, mir Vorwürfe zu machen und fragten, warum ich sie so schändlich auf's Eis geführt habe. Als die Seeräuber hinweggegangen waren, flüsterte ich ihnen zu: ‚Der Capitän ist mein Vater; man hat ihn gefangen genommen, wie uns und ihn gezwungen, an diese Stelle zu treten, aber er wird uns Alle retten.'

‚Wenn er uns nicht gefangen genommen hätte, so brauchte er uns nicht zu retten.'

‚Still, er hat es gemußt, weil er sonst selbst in Gefangenschaft geblieben wäre. Er und seine Leute reichten nicht aus, die Seeräuber zu überwältigen. Auf mein Wort, er ist uns freundlich gesinnt! Verlieren wir den Muth nicht.'

Wir wußten natürlich nicht, wo wir uns befanden, aber ich setzte voraus, daß wir dem Festlande von Amerika zufuhren und dort eine einsame Bucht aufsuchten. In der vierten Nacht landeten wir. Mein Vater kam vor unsere Thüre und sagte in deutscher Sprache: ‚Morgen werdet Ihr vor mich geführt; ich werde Euch zumuthen, Seeräuber zu werden und das Piratenleben mit uns zu theilen. Geht auf den Vorschlag ein und thut Alles, was Euch befohlen wird.'

Es wurde nun stille um uns her; nur die Wachen hörten wir auf dem Decke auf- und abgehen; die Uebrigen schienen zu schlafen.

Am Morgen wurden wir von den Seeräubern auf Deck geschleppt. Der Capitän empfing uns mit einem wüthenden Gesichte und sprach: ‚Ihr seid mit Euerem Schiffe und Eueren Waaren in unsere Hände gerathen, und es steht uns nichts im Wege, Euch zu tödten oder als Sklaven zu verkaufen; aber es giebt auch einen Weg, Euer Leben zu retten.'

Ich nahm das Wort und entgegnete: ‚Capitän,

Niemand stirbt gern, auch ist es nicht angenehm, ein Sklave zu sein; sage uns deßhalb den Weg, wie wir unser Leben retten können.'

,Er ist sehr einfach; Ihr macht es, wie ich, Ihr werdet Seeräuber.'

,Darauf wollen wir gerne eingehen,' antwortete ich, ,aber werden wir auch Lohn erhalten oder an der Beute theilen?'

,Beides!'

,So erklären wir uns als Mitglieder Eueres Bundes!'

,Gut; ich sehe, Ihr seid Menschen, mit denen sich verhandeln läßt; Ihr seid noch begieriger auf fremdes Eigenthum, als wir. Doch eines merkt Euch: Beim geringsten Verdachte ist jeder meiner Leute befugt, Euch eine Kugel durch den Kopf zu jagen.'

,Dahin wird es nicht kommen, Capitän, denn wir sind Leute von Wort.'

,Gut, so bindet ihnen die Stricke los!'

Als wir frei auf dem Deck standen, zeigte er nach dem Ufer und sprach: ,So lange kein Sturm ausbricht, sind wir hier sicher, aber wir müssen Euer Schiff tüchtig ausbessern, und dazu haben wir alle Hände nöthig, die einen, um Holz zu fällen, die andern, um Bretter zu schneiden und zu zimmern. Wollt Ihr tüchtig helfen?'

,Gewiß wollen wir helfen,' gaben wir zur Antwort.

Mit dem Arbeiten war es uns natürlich sehr ernst gemeint, denn je eher unser Schiff seetüchtig wurde, desto eher hatten wir Hoffnung, frei zu werden.

Mehrere Wochen arbeiteten wir und die Seeräuber in der größten Eintracht und es hatte sich ein so cordiales Leben unter uns gebildet, daß letztere ganz zutraulich geworden waren. Sie hielten uns nun für wirklich gutgesinnte Seeräuber und hörten auf, alle unsere Schritte zu bewachen.

Unser Schiff war endlich fertig; es fehlte nur noch der Anstrich, welcher ihm ein verändertes Aussehen geben sollte.

Am Abend dieses Tages sollte zur Feier des freu-

digen Ereignisses ein Fest gegeben werden, und Mackart schlug vor, es an Deck des Raubschiffes zu thun. Bei den Beutestücken, die man ihm abgenommen hatte, befanden sich auch einige Stück sehr starken und berauschenden Weines. Diesen bestimmte er für die Seeräuber, für uns aber Fässer mit gleichem Aeußern, aber einem sehr schwachen Safte.

‚Er wird uns nicht berauschen,' sagte er, ‚aber unsere Feinde werden bald ihren Verstand verlieren. Wenn sie recht trunken geworden sind, fällt jeder über einen Mann her und bindet ihn mit den Stricken, die ich am Mittelmaste aufgehäuft habe.'

Das Fest begann sehr fidel; die Piraten befanden sich in einer äußerst gemüthlichen Stimmung, weil ihnen der bessere Platz und der bessere Wein angewiesen war. Der Capitän trank ihnen zu, machte Scherze, stimmte Rundgesänge an und sorgte dafür, daß die Gläser sehr häufig ausgetrunken wurden. Gegen Mitternacht fingen einige der Piraten bedenklich zu schwanken an und ihre stieren Augen verriethen, daß sie ihrer Glieder nicht mehr fähig waren. Auf ein Zeichen des Capitäns erhoben wir uns einer nach dem andern und näherten uns dem Mittelmaste, von wo wir mit Stricken zurückkamen.

Mit leichter Mühe gelang es uns, die Trunkenen zu überwältigen und in eine feste Cajüte einzuschließen. Zu spät sahen sie den Betrug ein, aber sie waren ohnmächtig, und ihr Fluchen kümmerte uns wenig.

Fröhlichen Herzens kehrten wir zur Tafel zurück, und da wir vorhin sehr mäßig gewesen waren, so ließen wir's uns jetzt recht wohl schmecken. Der Capitän aber erzählte uns folgende Geschichte: ‚Nichts Böses ahnend, war ich mit einer Ladung nur noch zwei Tagereisen weit von Amerika entfernt, als ich in der Nacht von den Seeräubern angefallen wurde. Ich vertheidigte mich so gut ich konnte und setzte die Gegenwehr auch noch fort, als sie auf mein Schiff drangen; ich hatte sogar die Genugthuung, daß ich den Piratencapitän erschlug, aber schließlich mußte ich doch unterliegen. Da die Seeräuber

Niemanden unter sich hatten, der im Stande war, ein Schiff zu lenken, so stellten sie mir die Wahl, zu sterben oder ihr Capitän zu werden. Natürlich dachte ich nicht im Entferntesten daran, mich einem so verbrecherischen Leben hinzugeben, aber es schien mir gut gethan, mir den Anschein zu geben, denn ich hoffte auf einen günstigen Zufall.

Ich nahm also die Capitänsstelle an und willigte darein, daß die sämmtlichen Waaren meines Schiffes überladen wurden. Als dieses geschehen war, wollten sie mein Schiff versenken. Nur mit Mühe konnte ich sie bestimmen, dieses nicht zu thun, sondern dasselbe in's Schlepptau zu nehmen und es an irgend einem geeigneten Orte zu verkaufen. Wir nahmen dasselbe in's Schlepptau und brachten es in eine stille Bucht, die selbst vom stärksten Sturme nicht erreicht wird; dort hoffte ich es unversehrt wieder zu finden.

Wir überlegten nun, daß es am besten sei, jenem Orte zuzufahren, die Waaren meines Vaters wieder auf sein Schiff zu laden, das Piratenschiff in jene Bucht zu legen und den Behörden Anzeige zu machen.

Ich hätte nun wohl meinen Weg nach Afrika fortsetzen können, aber mein Vater wünschte, daß ich bei ihm bliebe, theils um ihm zu helfen, theils um Zeugniß für ihn abzulegen. Wir fuhren also zu jener Bucht und fanden das Schiff ganz unversehrt. Da wir Alle bei der Ueberladung halfen, so war die Arbeit bald gethan. Das Piratenschiff in der Bucht vor Anker legend und die Gefangenen mit uns fortführend, gewahrten wir in der Ferne einen englischen Regierungskreuzer. Wir machten demselben unaufhörlich Zeichen, bis er uns gesehen. Sofort wendete er um und kam in gerader Linie auf uns zu.

Die Offiziere kamen an Bord, und mein Vater theilte ihnen mit, was vorgefallen. Anfangs schienen sie ihm keinen rechten Glauben zu schenken. Als ihnen aber von allen Seiten das Nämliche versichert wurde und die Gefangenen ihnen vorgeführt wurden, ging ihnen ein

Licht auf, und als wir den Namen des Raubschiffes nannten, da fanden sie, daß sie dieses Piratenschiff schon seit geraumer Zeit verfolgten, ohne desselben habhaft werden zu können.

Wir steuerten nun allesammt nach jener Bucht und sie nahmen das Schiff, welches sie so oft in der Ferne gesehen hatten, in Empfang; auch die Seeräuber gingen auf den Kreuzer über.

Mein Vater und ich aber nahmen Abschied von einander, und da es sich ergab, daß wir unsere Fahrten fast zu gleicher Zeit beendigen würden, so freuten wir uns auf ein fröhliches Zusammenleben in London.

Ich war der erste, welcher dort ankam. Zu meiner Ueberraschung erhielt ich schon am ersten Tage eine Vorladung auf die Admiralität. Vor den Schranken des Gerichtes angekommen, fand ich daselbst meine ganze Schiffsmannschaft und auf der Anklagebank jene Piraten, die wir einst auf dem Meere gefangen genommen hatten. Nun wußte ich, um was es sich handelte.

‚Capitän John Mackart,‘ rief der Richter, ‚treten Sie vor; Sie sollen Zeugniß gegen die Angeklagten, welche sämmtlich der Krone Englands unterthan sind, ablegen.‘

Meine Matrosen mußten den Sitzungssaal verlassen. Ich aber erzählte, was ich von der Sache wußte.

Nachdem ich verhört war, kamen auch meine Matrosen, einer nach dem andern an die Reihe, und sie zeugten gerade wie ich.

Als das Verhör beendigt war, fragte mich der Richter, ob mein Adoptivvater noch nicht von seiner Reise zurückgekehrt sei. Ich antwortete, daß er noch nicht da sei, aber nicht lange mehr ausbleiben könne.

Er kam noch in derselben Woche und erhielt ebenfalls eine Vorladung. Einen Monat später lasen wir in den Zeitungen, daß die Seeräuber zum Tode durch den Strang verurtheilt seien und wir erhielten von der Admiralität eine Einladung, der Execution beizuwohnen, aber wir zogen es vor, dieser Einladung keine Folge zu

geben, da es wahrlich nicht angenehm ist, einen Menschen am Stricke hängen zu sehen."

Martina unterbrach den Erzähler und rief: „Gewiß ist es nicht angenehm; ich habe es einmal in Amerika gesehen, und hoffe nicht, jemals wieder Zeuge eines solchen Todes zu sein."

„In Amerika?" fragte Mackart verwundert. „Waren Sie in Amerika?"

„Lange, lange," sagte sie mit einem schweren Seufzer; „ich verlor dort mein Kind, meinen kleinen Titus; Gudula wird Ihnen die Geschichte erzählen — ich se bst kann es nicht."

„Auch meine Lebensgeschichte hängt mit Amerika zusammen," sagte Mackart; „bis dahin hatte ich es aber nicht gewußt. Mein erster Vater oder vielmehr mein erster Pflegevater hatte bald, nachdem ich von Mackart adoptirt war, seine Wohnung verlassen, und wir waren nicht im Stande gewesen, ihn wieder aufzufinden.

Eines Tages bekam ich durch die Stadtpost ein Briefchen, in welchem mit zitternder Hand geschrieben stand: ‚John, mein Sohn, komme sobald als möglich nach St. Giles; ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen.'

Das Briefchen war von meinem ehemaligen Pflegevater.

‚Du mußt hingehen, mein Sohn,' sagte der Capitän; ‚der Mann ist wahrscheinlich noch ärmer geworden. Nimm Geld mit und unterstütze ihn.'

Gleich machte ich mich auf den Weg nach St. Giles und suchte nach der Nummer des Hauses. Ich fand es bald; es war eine von den großen Miethkasernen, in welchen die Leute zu hunderten wohnen. In einem langen schmutzigen Hinterhause fand ich den armen Mann hinfällig und krank. Oft von Husten unterbrochen erzählte er mir, daß seine Frau gestorben sei und daß auch ihm die letzte Stunde bald schlagen werde. ‚Ich habe gebeichtet und bin mit dem Himmel ausgesöhnt,' sagte er, ‚aber es ist mir die Pflicht aufgelegt, Dir ein Ge-

heimniß zu offenbaren. Höre mir also zu und verzeihe, daß ich so lange geschwiegen habe.

Früher wohnte ich in New-York und lernte einen Herrn kennen, dem es nicht darauf ankam, an einem Abende tausende von Souvereignes auszugeben. Ich leistete ihm vielerlei Dienste und wurde dafür reichlich belohnt, so daß ich ein reicher Mann geworden wäre, wenn ich mein Geld gespart hätte, aber ich vergeudete es ebenso, wie er. Eines Abends gingen wir zusammen über eine Brücke; da zog er mich am Arme und flüsterte: ‚Mein Geld ist schon wieder alle, ich habe gestern ein ganzes Vermögen im Roulettspiele verloren.‘

‚Aber, Sir,‘ sagte ich, ‚Sie würden ja kaum auskommen, wenn die Bank von England Ihnen gehörte.‘

‚Ja, Du hast recht, der Brunnen wird nie voll, aber ich muß noch heute Geld haben, und ich weiß, wo wir daran kommen können.‘

‚Wo?‘ fragte ich hastig.

‚Ich will es Dir zeigen, wenn wir über die Brücke sind.‘

Jenseits der Brücke lag ein palastähnliches Haus. ‚Da ist es,‘ sagte er; ‚hier ist ein Schlüssel, welcher die Hinterthüre öffnet. Die Herrschaft ist verreist und nur ein Bedienter im Hause. Wir könnten einen goldenen Griff thun, der uns lange oder Wasser hielt. Willst Du mit?‘

Ich war sogleich bereit.

‚So komm,‘ sagte er, und schritt durch eine Gasse, die so schmal war, daß man sich kaum durchzwängen konnte. Fenster gab es hier nicht, auch konnten keine Leute hindurch passiren. Bald erreichten wir eine Thüre, welche er aufschloß. Wir huschten hindurch und schlossen die Thüre wieder.

Da flüsterte er mir zu: ‚Ziehe Dein Dolchmesser und stoße Jeden, der uns in die Quere kommt, nieder!‘

Leise gingen wir eine Treppe hinauf und gelangten in ein dunkles Gemach, zu dem er ebenfalls den Schlüssel hatte. Er zündete eine kleine Laterne an und ging auf einen Schrank zu, den er nach vielen Versuchen mit einem

Dietrich öffnete. Ich sah große Mengen von Banknoten in einem Kasten.

‚Schau,‘ flüsterte er, ‚das macht uns reich!‘

Plötzlich ging die Thüre auf und ein Bedienter stürzte mit dem Rufe: ‚Diebe, Diebe!‘ herein.

‚Stich zu,‘ sagte mein Verführer, ‚stich zu, sonst sind wir verloren.‘

Wüthend ging ich auf den Bedienten los und versetzte ihm einen derben Stoß in die Brust. Lautlos sank er auf dem Boden des Zimmers zusammen. Mein Genosse nahm den Kasten und wir schlichen auf demselben Wege zurück, den wir gekommen waren.

Nachdem wir in einem kleinen Hause, wo einer seiner Cumpane wohnte, das Geld in drei Haufen getheilt hatten, sprach er zu mir: ‚Der Mord wird bald an das Tageslicht kommen; Du thätest wohl, Dich aus dem Staube zu machen; ich werde es auch thun. Adieu!“

Meine Frau wußte nichts von dem Diebstahle und dem Morde; sie sah also die Nothwendigkeit der Flucht nicht ein, aber ich wußte sie zu überreden, in weiter Entfernung Congreßland anzukaufen.

Da lebten wir nun in großer Einsamkeit und sahen sehr selten Menschen. Meine Frau, welche keine Ahnung von meinem Lebenswandel hatte, drang unaufhörlich darauf, wieder nach Newyork zu ziehen, aber mich hielt die Angst fern von jenem Orte, denn in allen Zeitungen las ich, wie eifrig die Behörden nach dem Mörder jenes Bedienten suchten.

In einer Nacht wurde ich plötzlich durch Schläge an meine Hausthüre geweckt. Ich öffnete das Fenster und schaute hinab. Da hörte ich eine mir wohl bekannte Stimme rufen: ‚Komm herab und nimm ein Kind in Empfang.‘

Zitternd stieg ich die Treppe hinab und öffnete die Hausthüre. Der Genosse meiner Verbrechen und der Mann, mit dem wir den Raub getheilt hatten, traten ein und legten ein Kind zu meinen Füßen nieder. Ich sträubte mich, dasselbe anzunehmen, aber sie drohten mir, die

Mordthat bekannt zu machen. Sie könnten es ohne Gefahr, sagten sie, denn sie seien im Begriffe, Amerika zu verlassen. Uebrigens unterhandelten sie nicht lange, sondern verließen unter erneuten Drohungen mein Haus.

Meiner Frau schwindelte ich vor, ich habe die Leute nicht gekannt. Da sie immer dringender verlangte, den Urwald zu verlassen und ich selbst alle Tage ängstlicher wurde, so schifften wir uns nach London ein. Wie ich das Geld gewonnen, so verlor ich es auch wieder; es wurde mir gestohlen und ich ward bettelarm.'

Er schwieg und ich fragte: ‚Wie hieß mein Vater, Hayes?'

‚Ich habe Dich kommen lassen, um Dir dieses zu offenbaren; Dein Vater hieß Julius Besney.'"

Das Wort war kaum über die Lippen Mackart's gekommen, als Martina einen grellen Schrei ausstieß, von ihrem Sitze aufsprang und auf den Erzähler zueilte, indem sie rief: „Wenn Dein Vater Julius Besney hieß, so bist Du mein Sohn Titus!"

„Mein Gott," sagte Mackart, „ist es möglich? Sollte ich einen so schlimmen Vater und eine so gute Mutter haben?"

„Es ist kein Zweifel, daß Du mein Sohn bist," antwortete Martina; „doch um die letzte Unklarheit hinwegzuräumen, so laß Gudula sagen, welches Erkennungszeichen ich ihr angegeben, ehe ich Dich gesehen hatte."

Gudula nahm das Wort und sprach: „Als ich mit Martina zusammenzog, hat sie mir erzählt, daß sich hinter dem rechten Ohre ihres kleinen Titus eine rothe Doppelnarbe in Form zweier gekreuzter Nägel befunden habe."

Martina war in unbeschreiblicher Aufregung. „Ist die Narbe da, so bist Du mein Titus," sagte sie.

Der Freude in dem schönen Landhause war nun kein Ende. Die glücklichen Mütter und die glücklichen Kinder, die eine so lange Reihe von Jahren von einander getrennt gewesen waren, hatten sich auf eine wunderbare Weise wieder gefunden. Vergessen war Alles, was hinter ihnen lag und sie lebten nur der Gegenwart. Genovefa war sehr zufrieden, daß sie jetzt zwei Großmütter hatte, die sie beide von Herzen liebte.

Als Mackart erfuhr, wie sein Vater bis an sein Ende in Verbrechen gelebt und einen ehrlosen Tod gefunden, da sprach er: „Ich müßte eigentlich Titus Vesney heißen, aber ich will den ehrlichen Namen John Mackart beibehalten."

Meine Leser kommen durch die plötzliche Erkennungsscene um die Lebensgeschichte Mackart's, aber sie wissen doch die Hauptsache und den Rest kann ich ihnen mit ein paar Worten geben. Hayes starb bald, nachdem er seinem Pflegesohn jenes Bekenntniß gemacht hatte; sein zweiter Pflegevater hatte sich auf seinen Fahrten ein kleines Vermögen erworben, welches er seinem Adoptivkinde hinterließ, als er das Zeitliche segnete. Unser John blieb noch lange Schiffscapitän, trieb aber gleichzeitig einen kleinen Handel, der ihm so viel einbrachte, daß er das unruhige Leben aufgab und sich in Amsterdam ansiedelte, wo er volle Gelegenheit fand, sein Vermögen zu vermehren.

Den Sommer über blieben sie auf dem hübschen Landhause und im Herbste gingen sie nach der Hauptstadt; so wechselte es Jahr um Jahr. Gudula und Martina lebten wieder auf und die Tage des Alters waren schöner, als die ihrer Jugend, denn Mackart und seine Frau waren eifrig darauf bemüht, sie zu erfreuen. Genovefa überbrachte ihre freien Stunden immer bei den Großmüttern zu und lauschte ihren Märchen und Erzählungen.

„Ihr müßt mich spinnen lehren," sagte sie eines Tages, „denn es könnte sein, daß ich auch so arm würde, wie Ihr es gewesen, und dann hätte ich doch einen Erwerb."

„Spinnen wollen wir Dich lehren," sagten sie, „aber Gott mag Dich vor dem Unglücke bewahren, daß Du einmal Dein Brod damit verdienen mußt. Wir haben es erfahren, was es heißt, und seitdem all' die Maschinen aufgekommen, ist es noch viel schlimmer geworden."

Mackart aber sicherte die Zukunft seiner Tochter auf eine andere Weise; er kaufte sie in eine Lebensversicherung ein und sagte: „Wenn Gott uns das Vermögen nimmt, so erhältst Du von der Gesellschaft so viel zurück, daß Du ein anständiges und sorgenloses Leben führen kannst."

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lesekranz.

I. Reihenfolge.

1. **Faber, P. Fr. W., Erzählungen von den Engeln.** Mit Genehmigung des Verf. in's Deutsche übertragen v. C. B. Reiching. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
2. **Oramaika,** oder das Kreuz im Walde. Eine Erzählung aus den amerikanischen Missionen. Nach dem Engl. v. C. B. Reiching. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
3. **Geschichten** aus dem christl. Leben und für dasselbe. Frei nach dem Engl. von J. A. Stelzig. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
4. **Dorsey,** A. H., das **Gewissen.** Oder: Maria Brooke's Prüfungen. Eine kath. Erzähl. aus Amerika. Aus d. Engl. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
5. **Wohlgemuth, A., hundert Jahre** in einer **Tiroler Familie.** Spiegelbilder aus dem Volksleben. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
6. **Snieders,** d. J., A., **Mütterchen Geerarts.** Eine Erzählung aus dem Flämischen Leben. Aus dem Flämischen übersetzt von C. J. Diepenbrock. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
7. **Snieders,** d. J., A., **Tante Trippelveld. — Maikranz. — Haideblümchen.** Drei Erzählungen aus dem Flämischen Leben. Aus dem Fläm. übers. v. C. J. Diepenbrock. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
8. **Wohlgemuth,** A., **Schattenbilder aus dem Volksleben.** Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
9. **Snieders,** J. R., **der Großknecht.** Eine Dorfgeschichte aus dem Flämischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
10. **Feldpater,** der, oder die Eroberung von Algier. Nach d. Französ. der Gräfin E. de la Rochère bearbeitet von J. B. Braun. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
11. **Geschwister,** die, oder: Die **Schule der Leiden.** Eine Erzählung aus d. Z. d. französ. Revolution. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
12. **Stowe,** H. B., **Toms Hütte,** oder das Sklavenleben in Amerika. Für die Jugend bearb. v. W. Kammerer. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.

II. Reihenfolge.

1. **Conscience,** H., das **Duell.** Ein Sittengemälde unserer Tage. Aus dem Fläm. übersetzt von E. Grahl. Autoris. Ausg. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
2. **Glaubrecht,** J., **Isolde,** das Frankenmädchen. Erzählung aus den Zeiten der Kreuzzüge. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
3. **Moosrosen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für Jung und Alt. Gesammelt u. bearb. v. A. Biermann. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
4. **Sonnenblumen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für Jung und Alt. Gesammelt und bearb. von A. Biermann. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
5. **Kavanagh,** J., **drei Helden** auf drei verschiedenen Wegen. Nach dem Englischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
6. **Thil-Lorrain, Nelida,** oder: die Canadischen Kriege. Eine Erzählung a. d. J. 1812—1814. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
7. **Guenot,** C., der **Alpenhirt.** Eine Erzählung aus der Zeit Franz I., Königs v. Frankreich. Nach d. Französischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
8. **Nouvaire,** A. de, die **Geschichte einer Glocke.** Eine Erzählung. Aus dem Französischen. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
9. **Glaubrecht,** J., **Roland von Rolandseck.** Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Carls des Großen. In neuen Rahmen gefaßt. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
10. **Castel,** H. **du, Regina,** oder die Perle am Strande. Eine Erzählung f. d. Jugend. Nach d. Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
11. **Ayzac,** F. d., **Erinnerungen aus vergangenen Zeiten.** Für Jung und Alt erzählt. Aus d. Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
12. **Gransard,** A., **Unter der Laubhütte.** Erzählungen für Volk und Jugend. Aus dem Französischen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.

III. Reihenfolge.

1. **Wannenmacher, Fr. X., in der Fremde.** Eine Erzählung für die christliche Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
2. **Horst, J. J. van der, aus Geschichte und Sage.** Erzählungen. Aus dem Holländ. von W. Thiele. Autoris. Uebers. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
3. **Kammerer, W., Ferdinand, der taubstumme Knabe.** Erzählung für die Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
4. **Wannenmacher, Fr. X., Leiden und Freuden des Lagerlebens.** Eine Erzählung aus den Jahren 1870 und 1871. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
5. **Schnettler, Fr., Kinder werden Leute.** Eine Erzählung aus dem westfälischen Volksleben. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
6. **Thompson, der Jude von Wien.** Eine historische Erzählung aus dem Revolutionsjahre 1848 für Volk und Jugend. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Steinbach. Autorisirte Uebersetzung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
7. **Glaubrecht, J., das Mädchen von Grenoble.** Eine Erzählung aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
8. **Thiele, W., der Triumph des Glaubens,** oder: Bilder aus dem Leben einer amerikanischen Pflanzerfamilie. Aus dem Holländischen. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
9. **Steinbach, A., die Störche.** Eine Dorfgeschichte. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
10. **Schnettler, Fr., Ehre Vater und Mutter.** I. Der Sohn des Trunkenbolds. Erzählung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
11. — — **Ehre Vater und Mutter.** II. Die Tochter der Waschfrau. Erzählung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
12. **Lebensbilder.** Scenen und Erzählungen für Volk und Jugend. Nach dem Französ. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.

IV. Reihenfolge.

1. **Schnettler, Fr., bei schlichten Leuten.** I. Wie Hochmuth gebrochen ward. Wer hoch fliegen will, kann tief fallen. Alt und neu. Drei Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
2. **Die französische Revolution,** geschildert in anschaulichen, geschichtlich geordneten Scenen, sowie Charakter- und Sterbebildern. Nach Quellen bearbeitet und herausgegeben für Jung und Alt. Mit einem Titelbilde. 8. 1 M.
3. **Snieders, Dr. J. R., wie man Bürgermeister wird.** Humoristische Dorfgeschichte. Aus dem Vlämischen von Ed. Flinke. Autorisirte Uebersetzung. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
4. **Brackel, Ferdinande Freiin v., Heinrich Findelkind.** Eine Erzählung für Volk und Jugend. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
5. **Kammerer, W., der Zitherspieler.** Erzählung für die reifere Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
6. **Flinke, Ed., Scherz und Ernst.** I. Alte Bekannte. O, der Naseweis! Von innen und von außen! Eine Kirmeßfahrt nach Amsterdam. Kleinere niederländische Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
7. **Schnettler, Fr., bei schlichten Leuten.** II. Doppelte Rettung. Der Tannenonkel. Das Findelkind. Ein schrecklicher Verdacht. Vier Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
8. **Steinbach, A., auf Abwegen.** Erzählung für Volk und Jugend. Nach dem Holländischen. Mit 4 Stahlst. 8. 1 M.
9. **Conscience, H., eine Seemannsfamilie. Ein gutes Herz.** Zwei Erzählungen. Aus dem Vlämischen übertragen von J. Schnettler. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
10. **Lingen, E., ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohl gehe! Blau und Weiß.** Zwei Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 1 M.
11. — — **Führe uns nicht in Versuchung. Im Dom zu Köln. Ein Bild aus alter Zeit. Trau - schau - wem?** Vier Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.
12. — — **Ein Strauß von Immortellen. Alje. Vor nah' zweihundert Jahren.** Drei Erzählungen. Mit 4 Stahlstichen. 8. 1 M.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herchenbach, Wilhelm,

Neue Erzählungen für Volk und Jugend

Bd.: 10

Regensburg 1878

Paed.pr. 1526-9/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11377758-2